

Interkulturelle Kommunikation und nationale Identität

Synthesebericht: Jeanne Kraus (U.F.C.V.)

Inhaltsverzeichnis

Vorwort zur zweiten Ausgabe	4
I. Kommunikation	6
1. Vorstellungen und Hypothesen über Kommunikation	6
2. Die sprachliche Herangehensweise	11
II. Sprachen im Kontakt und im Konflikt miteinander	16
1. Sprache und Macht	16
2. Sprache und Kommunikation	18
3. Sprache als Alibi	22
III. Zur Entwicklung institutioneller Sensibilität	24
Die Begegnung leitet einen Bruch ein	24
Der Begriff der Implikation (Sich-einbringen)	25
Die Begegnung erlaubt drei Ebenen der Analyse	26
Die Transversalität	26
Zentrum und Peripherie	27
Das Risiko dieser Pädagogik	29
Weitere mögliche Auswirkungen	30
Objekt-Gruppe und Subjekt-Gruppe	30
Die Frage der Vereinnahmung	31
IV. Das nationale Element	32
1. Beschreibung	32
2. Die nationale Identität	39
Literatur	44

Dieses Heft enthält Beiträge zur

- interkulturellen Kommunikation und zur
- nationalen Identität

Es handelt sich um Auszüge aus einem Abschlußbericht mit dem Titel „Interkulturelle Beziehungen für eine solidarische Welt – Was kann Animation in deutsch-französischen Begegnungen dazu beitragen?“, der aus den einzelnen (ebenfalls beim DFJW erhältlichen) Endberichten zu den drei nachstehenden forschungsorientierten Fortbildungsprogrammen erstellt worden ist:

„Unterschiede in der Konzeption und Methoden der Jugendarbeit in der Bundesrepublik Deutschland und in Frankreich“

„Macht und Kommunikation in binationalen Gruppen“

„Wie haben Männer und Frauen in der Bundesrepublik Deutschland und in Frankreich leben gelernt?“

Diese Programme wurden in Kooperation mit Mitarbeitern der U.F.C.V. (Union Française des Centres de Vacances et de Loisirs) und dem BDKJ (Bund der Deutschen Katholischen Jugend) durchgeführt.

Abschlußredaktion: Jeanne Kraus (U.F.C.V.)

Die Beiträge zur interkulturellen Kommunikation setzen sich zusammen aus Texten von Jean-Loup Herbert, Jean Klein, Jeanne Kraus und Danielle Lestable.

Remi Hess ist der Autor des Kapitels III „zur Entwicklung institutioneller Sensibilität“ sowie des Textes zur „nationalen Identität“ im Kapitel IV.

Übersetzung der ersten Ausgabe: Gisela Dreyer

Der ursprüngliche Text „zur Entwicklung institutioneller Sensibilität“ wurde von Dr. Klaus R. Wenger übersetzt.

Anpassung der Neufassung: Ursula Stummeyer

Vorwort zur zweiten Ausgabe

„Interkulturelle Kommunikation und nationale Identität“ ist im Oktober 1983 veröffentlicht worden. Sechzehn Jahre später ist dieser Text im Jahre 1999 weiterhin insgesamt hoch aktuell in seiner Beschreibung der interkulturellen Kommunikationsprozesse in den deutsch-französischen Begegnungen.

Wegen der niedrigen Zahl der Einsätze jedes einzelnen Animators/Gruppenleiters in solchen Begegnungen sowie wegen der geringfügigen Anzahl der für interkulturelle Kommunikation ausgebildeten Animatoren/Gruppenleiter ist nicht davon auszugehen, daß sich interkulturelles Lernen als Ergebnis der Aneignung der hier geschilderten Kenntnisse und Erfahrungen durch die Akteure in den Begegnungen generalisiert hat.

Es herrscht noch zu häufig die Illusion vor, daß nur die Kenntnis der anderen Sprache einen fruchtbaren Austausch erlaubt. Auch wenn sich in der Zwischenzeit Sprachanimation entwickelt hat, wird sie allerdings für Anfänger häufig falsch aufgefaßt. Es ist einfach nicht möglich, eine Sprache in vierzehn Tagen zu erlernen. Unter bestimmten Bedingungen kann man eine Sprache höchstens sympathisch, „vernehmbar“ werden lassen und Anfänger dazu anregen, damit ein wenig zu experimentieren.

Mit der Entwicklung der Mobilität der Jugendlichen in Europa wird es ihnen unmöglich, die Sprachen aller Jugendlichen zu erlernen, mit denen sie in Kontakt treten. Es ist deshalb notwendig, unsere Kenntnisse der Kommunikationsprozesse, die in bi- oder mehrsprachigen Gruppen ablaufen, zu erweitern. Die Entwicklung der Begegnungen mit dritten Ländern zeigt dies auf. Es wäre deshalb notwendig, diese Forschung auf mehrsprachige Gruppen auszuweiten.

Die Frage nach der nationalen Identität gestaltet sich heute übrigens anders. Mit der Teilnahme von Jugendlichen aus den neuen Bundesländern an den Begegnungen stellt sich diese Frage auf eine neue Art und Weise. Weil sie in der früheren DDR sozialisiert worden sind und sich seit 1989 in einer Akkulturationsphase in die Bundesrepublik Deutschland befinden, sind ihre sprachlichen Referenz- und Identitätsbezüge völlig im Umbruch. Ihrerseits hat sich bei den Jugendlichen aus dem früheren Westdeutschland, von denen in den Texten hier die Rede ist, die Wahrnehmung ihres Landes auch gewandelt. Wir stellen fest, daß die Bilder ihrer nationalen Identität immer noch getrübt sind aber nicht mehr in der gleichen Weise.

In ihrem Verhältnis zu Frankreich zeigen die ostdeutschen Teilnehmer unterschiedliche Reaktionen. Manchmal sind sie lobender als jene zur früheren Bundesrepublik, manchmal kritischer. Auf der anderen Seite ist zu beobachten, daß gewisse Einforderungen, „Deutsch zu sein“, wieder laut werden, aber die Bezüge darauf sind breit gestreut. In den Begegnungen ist es keinesfalls leichter als früher geworden, an die Frage der „nationalen Identität“

heranzugehen, obwohl viele Deutsche – und in den letzten Jahren immer mehr – jetzt den Wunsch ausdrücken, als Bürger eines „normalen Landes“ angesehen zu werden: „wie die anderen Länder in Europa“.

Die Fragestellungen zur „nationalen Identität“ beschäftigen auch weiterhin die „Köpfe“, auch wenn es jenen nicht gefallen sollte, die sie als „überholt“ ansehen und nur den Auswirkungen der Globalisierung der Information und der Wirtschaft Bedeutung einräumen.

Der Text von 1983 beschrieb das deutsch-französische Interkulturelle zu seiner Zeit. Mit dem Hinzukommen der Jugendlichen aus den neuen Ländern ging ganz offensichtlich eine Veränderung der Erklärungsmodalitäten interkultureller deutsch-französischer Beziehungen einher. Man kann sogar sagen, daß die interkulturelle Kommunikation selbst sich jetzt zu Dritt vollzieht: Frankreich, die frühere Bundesrepublik und die frühere DDR mit Netzwerken stillschweigenden Einverständnisses und neuen Konflikten unabhängig von der tatsächlichen Präsenz von Teilnehmern aus den alten oder neuen Ländern. Dies gilt natürlich noch stärker, wenn der deutsche Partner aus den neuen Ländern kommt, wo soziales Verhalten z. B. die Tradition des internationalen Austauschs auf anderen Grundlagen beruhte.

In dieser zweiten Ausgabe werden diese neuen Fragen, dort wo es möglich ist, angeschnitten.

Jeanne Kraus

I. Kommunikation

Wenn in einer interkulturellen Gruppenbegegnung Probleme auftreten, wird dies im allgemeinen auf die sprachlichen Verständigungsschwierigkeiten zurückgeführt.

Welche Lösungen bieten sich Praktikern des Austauschs, um Kommunikation sicherzustellen?

Es ist unmöglich, alle Sprachen zu lernen, mit denen man in Kontakt kommt. Es ist deshalb illusorisch, von den Jugendlichen zu erwarten, daß sie alle – über eine durch Animation vermittelte sprachliche Sensibilisierung hinaus, die für echte Anfänger nur minimal sein kann – die andere Sprache sprechen. Wenn also realistischer Weise die Generalisierung dieser Zweisprachigkeit nicht in Aussicht genommen werden kann, wie soll man dann Kommunikation fördern?

Wie sollen diejenigen unter den Praktikern, die für die Interaktion und Kommunikation in binationalen Gruppen aufgeschlossen sind, individuelle, kulturelle, sprachliche und nationale Verschiedenheiten nutzen? Die traditionellen Methoden der Gruppendynamik lassen diese Aspekte völlig beiseite; sie sind daher in binationalen Gruppen nur in begrenztem Maße von Nutzen.

Wie kommen die drei entscheidenden Aspekte in dieser Situation zum Tragen: der sprachliche Aspekt, der nationale Aspekt und die Gruppensituation unter besonderer Berücksichtigung der Machtstrukturen? Diese verschiedenen Ebenen – und es gibt sicherlich noch weitere Aspekte – überschneiden sich häufig. Hier haben wir sie nur der Klarheit der Darstellung wegen getrennt herausgearbeitet.

1. Vorstellungen und Hypothesen über Kommunikation

Bevor wir mit der Untersuchung beginnen, müssen wir die in diesen Gruppen bestehenden Vorstellungen über Kommunikationsmöglichkeiten herausarbeiten, denn diese bestimmen in erheblichem Maß die Dynamik der Begegnung.

Ist Kommunikation nur eine besondere Form des Mißverständnisses, oder reicht in Verbindung mit bestimmten technischen Kenntnissen schon der Wille zu kommunizieren aus?

Aufschlußreich erscheint uns bereits, daß das deutsche Wort 'Kommunikation' in vielen Situationen im Französischen durch 'dialogue' ersetzt werden kann. Das Wort 'Dialog' bedeutet ja nicht nur, daß dabei ein Austausch von Mitteilungen zwischen zwei Partnern stattfindet, sondern auch, daß diese Botschaften aufgenommen werden und daß Kommunikation zustande kommt.

Hier muß auf den nicht unherheblichen Einfluß des von Martin Buber entwickelten (religions-philosophisch-orientierten) Dual-Modells hingewiesen werden, in dem das verbale Paar 'Ich/Du' im Vordergrund steht. Für Martin Buber, der sich selbst intensiv um die Versöhnung zwischen Juden und Arabern und zwischen Juden und Deutschen bemüht hat, nimmt jede Kommunikation ihren Ausgang in der Mutter-Kind Beziehung. Diese ursprüngliche Symbiose entwickelt sich zwar zum differenzierten 'Ich/Du', behält aber in Identifikationsprozessen weiterhin ihre Bedeutung. (Martin Buber, „la vie en Dialogue“, 1959/Dt. „Das dialogische Prinzip“)

Dieser Konzeption des Dialogs von Martin Buber kann beispielsweise die von Paulo Freire gegenübergestellt werden, für den der Dialog auf der Anerkennung des Andersseins des Partners aufbaut, etwa nach der Gleichung: 'Nicht Ich' + 'Nicht Ich' = 'Zwei Du', die in ihrer Beziehung zur Welt beruhen. Der Dialog ist dabei eine Möglichkeit, die Welt zu verändern. (Paulo Freire, Pädagogik der Unterdrückten, Maspero, frz: Pédagogie des opprimés). Für Buber beruht die Kommunikation auf Identifikation; für Freire beruht sie auf der Andersartigkeit der Partner. Wenn für den einen Vertrauen bereits von vornherein besteht, entsteht es für den anderen erst durch Solidarität im Handeln in Bezug auf die Welt. Buber vertritt eine philosophische Konzeption, Freire ein sozio-politische, wo der Dritte präsent ist.

Das philosophisch-dualistische Modell des gesellschaftlichen Lebens finden wir weitgehend in den deutsch-französischen Begegnungsprogrammen wieder. Das Wesentliche bleibt dabei aber ausgespart, der soziale Aspekt der Aussagen und die Undurchschaubarkeit der individuellen Ausdrucksweisen. Dieses Modell negiert ebenso, daß in vielen Situationen die Erfahrung der sprachlichen Ausdrucksfähigkeit voraussetzt, daß also Wortneubildungen immer den konkreten Erfahrungen hinterherlaufen, und daß das nicht allein durch ein Wollen verändert werden kann.

Von manchen Teilnehmern wird dieses Dialog-Modell als „kategorischer Imperativ“ empfunden, wenn es darauf hinausläuft, daß nur das verstanden und aufgenommen wird, was auf der Ebene der Identifikation mit dem, was mir gleicht, abläuft; zugleich aber werden von diesen Teilnehmern in moralisierender Art und Weise die Kommunikationsdefizite beklagt.

Wenn es aber richtig ist, daß die soziale Dimension bei der sprachlichen Aktivität Berücksichtigung finden muß, dann darf auch der nationale Aspekt erst recht nicht völlig ignoriert werden. Die Gemeinsamkeiten der verschiedenen regionalen, sozialen, beruflichen und ideologischen Ausdrucksformen einer Sprache sind geprägt durch juristisch-administrative, politische und soziale Gegebenheiten des jeweiligen Landes. Das Französisch, das im Quebec, in der Schweiz oder in Belgien gesprochen wird, ist grundlegend durch diese realen Gegebenheiten geprägt.

Die Bedingungen der Sinnentstehung, insbesondere die soziale Praxis, die mit einer sozialen Realität und einer bestimmten Staatsform verbunden ist, lassen

die Unterschiedlichkeit der jeweiligen Bedeutungswelt erkennen. Das deutsche Beispiel ist durch den Vergleich zwischen der alten Bundesrepublik und der früheren DDR – wo ja die gleiche Sprache gesprochen wurde – ein Beweis dafür, wie groß – ja unüberwindlich – die Kommunikationsschwierigkeiten sein können. Dies findet sich heute in den Begegnungen wieder. Wenn zwei unterschiedliche Sprachen im Laufe einer Begegnung gesprochen werden, dann handelt es sich um Sprachen von zwei Staaten, die nicht zwangsläufig Nationen sind (siehe infra). So ist zu erklären, daß eine aus ihrem Entstehungszusammenhang gelöste Aussage Gefahr läuft, entweder mißverstanden zu werden oder sogar das Gegenteil auszudrücken, wenn auf diese Voraussetzungen nicht geachtet wird. Das ist der Grund, warum in offiziellen, akademischen Sprachformen geredet wird. Warum wird nicht erlaubt, daß Jugendliche sich in *ihrer* Sprache ausdrücken, die ihrem Alter, ihrem Milieu entspricht? (Diese Möglichkeit wird oft durch jene Animatoure ausgeschlossen, die sich dem Prinzip der binationalen „Gemeinsamkeiten“ unterwerfen, dem gemeinsamen Tun, dem „gemeinsamen Sprechen“).

Dies aber wäre nur möglich, wenn das Tabu der nationalen Gruppenbildung oder das der Aufteilung in Sprachgruppen aufgelöst würde, denen ein regelmäßiger Meinungsaustausch erlaubt sein sollte, bei dem gemeinsam erarbeitet wird, was in den Gruppen auf den verschiedenen Ebenen abgelaufen ist und bei der Weiterarbeit über die unterschiedlichsten Verbindungen zu entscheiden: zwischen der nationalen und binationalen Realität, der Ein- und Zweisprachigkeit, regionalen Sprachen und der Verwendung der dominierenden nationalen Sprachen.

Schließlich negiert das philosophisch-dualistische Modell die Autoritäts-, Gewalt- und Machtstrukturen und die in jeder Beziehung zwischen Individuen, Gruppen, Institutionen und Nationen auftretenden Kräfteverhältnisse, was der Forderung als kategorischer Imperativ nach Transparenz für alle Teilnehmer und zu jedem Zeitpunkt zwangsläufig entgegensteht.

Dies Modell liegt allen internationalen Institutionen der Erziehung, kultureller Bildung bzw. der Jugendarbeit zu Grunde. Wenn z. B. Jugendliche aus den neuen Ländern zögerten, sich stärker auf diesen Austausch einzulassen, dann lag das vielleicht auch daran, daß ihnen in gewisser Weise Gewalt zugefügt wurde. Obwohl sie unterschiedlich sind, werden sie in der Regel wie Westdeutsche behandelt, die die Franzosen gut kennen.

Aber es wird weiterhin vertrauensvoll und unreflektiert auf die Funktion des Übersetzers zurückgegriffen.

Die dabei immer wieder auftretenden Schwierigkeiten sind hinlänglich bekannt: – Unbehagen bei Übersetzungen, die keinen klaren Sinn ergeben; – besondere idiomatische Redewendungen, die sich aus der jeweiligen kulturellen Sprachform ergeben; – Humor und Witz, insbesondere dann, wenn sie als kommunikationshemmend erlebt werden. Sie haben bei manchen Verantwortlichen und Gruppenleitern der Begegnungen oft eine Reihe organisatorischer und pädagogischer, auch disziplinierender Hilfsmittel zur

Folge:

- verstärkte Bemühungen zur Verbesserung der Sprachfähigkeit der Teilnehmer. Die Aufforderung an alle, langsam und artikuliert zu sprechen, einfache Sätze zu bilden, eindeutige Sprachcodes zu verwenden, darauf zu achten, daß alle verstanden haben, bevor Entscheidungen getroffen werden, die Gruppendolmetscher und die zweisprachigen Teilnehmer besser auszubilden;
- Mißerfolge werden aufgelistet und moralische Bewertungen abgegeben, z. B.: es wird böse Absicht, Kommunikationsverweigerung, Machtbedürfnisse, Arroganz, Unbeständigkeit etc. unterstellt;
- innerhalb der Teams werden Entscheidungen zur „Verbesserung“ der Teilnehmerwerbung getroffen; es wird die Forderung erhoben, die Teilnehmergebühren anzuheben, um ihre Motivation zu erhöhen.

Dies sind Erlebnisse aus der Realität der Jugendbegegnungen.

Diese Konzeption stellt in sich selbst eine der Hauptschwierigkeiten dar, die Wirklichkeit des interkulturellen Austauschs anzugehen, denn zur Zeit werden fast alle Begegnungen davon strukturiert. Sie entspricht der heute vorherrschenden Vorstellung von sozialen Beziehungen in beiden Ländern, die auf dem nationalen Konsensus¹⁾ beruhen und ganz einfach auf die internationale Ebene übertragen werden. Wir haben die Erfahrung gemacht, daß es wichtiger ist, etwas zu tun und zu sagen, ganz gleich, was man sagt und was man tut. Schweigen wird – außer in Augenblicken intensiver Gefühlsbewegung – als Bruch empfunden. Miteinander reden ist zentrales Ziel des Austausches. Worte wirken als Verlockung. Der Beitrag eines Redners wird oft, wenn er durch eine andere Person übersetzt wird, als Äußerung des Übersetzers erlebt. Erst später kommt es zu einer größeren Differenzierung; erst wenn die para-verbale und die non-verbale Sensibilität sich herausbilden konnte, wird der Übersetzer als eigenständige Person erlebt, die nicht unbedingt selbst meint, was sie übersetzt und dabei ihren eigenen Stil einbringt. Es gelingt schrittweise, zwischen Rede (dem Sinn der Wörter) und dem Ton (der Musik) zu unterscheiden. Diese Sensibilisierung führt dazu, daß selbst persönliche Sprechweisen als kultur-spezifisch geprägt erlebt werden. Eine längere Praxis binationaler Begegnungen führt daher manchmal zur Wahrnehmung emotionaler Anteile, die nicht unterschätzt werden dürfen.

Bei Personen, die nur ihre Muttersprache sprechen, sollte diese Sensibilität besonders stark entwickelt werden. Auch sie können lernen zu verstehen, ohne daß immer alles übersetzt wird. Wenn man sie beispielsweise auffordert, zu übersetzen (im weitesten Sinne des Wortes) und dabei auszudrücken, was sie empfunden haben, wird fast immer verständlich, worum es in der Diskussion ging, und es kommt dabei mehr

¹ Konsensus = Einvernehmen über eine allgemeine Absicht, die stärker als die in einer Gesellschaft bestehenden Konflikte ist.

zum Ausdruck als in der wörtlichen Übersetzung. Dabei wird bei ihnen die Fixierung auf die Zweisprachigen abgebaut, die ja ohnehin stark auf die verbale Ebene ausgerichtet ist, so daß diese einsprachigen Teilnehmer sich immer mehr darauf konzentrieren, emotional den Sinn einer Situation zu erfassen und sich immer weniger mit der wörtlichen Bedeutung einer Aussage beschäftigen.

Sie orientieren sich stärker an paraverbalen Zeichen (Gesten, Mimik, Tonfall, Interaktion) und erfassen meistens die situative Bedeutung des Gesprächs viel genauer als diejenigen, die an der Diskussion beteiligt sind. Mit der Überwindung der Vorrangstellung, die der Sprache immer noch eingeräumt wird, beruht die Autonomie dieser Teilnehmer auf der Anerkennung anderer Kommunikationsebenen und auf der Beachtung ihrer Sensibilität.

Das setzt voraus, daß im internationalen Austausch die kognitive Ebene relativiert wird. Der kognitive Ansatz überwiegt aber zur Zeit in fast allen Begegnungsprogrammen, wobei andere Aspekte (Emotionalität, Affektivität, unterschiedliche Sensibilität) vernachlässigt werden. Wir sind demgegenüber der Meinung, daß diese Vorrang haben und Voraussetzung sind für das Entstehen von Solidarität und Zusammenarbeit.

Internationales soziales Lernen, das Unterschieden gegenüber offen ist, kann dann durch kognitive Elemente ergänzt werden.

Die Folge einer solcher Umkehrung des bisher Üblichen bestünde darin, daß die Einsprachigen jenen Anteil der Macht wiederfinden würden, der auf ihrer durch die gängigen Animationsmethoden und Übersetzungsvorgänge bisher verdeckten und blockierten Sensibilität beruht. Animation wäre dann kein Hilfsmittel mehr, sondern eine Lebensweise.

Beachtenswert ist ebenfalls der unterschiedliche Charakter der Gruppengespräche, wenn sie am Tag stattfinden oder bis tief in die Nacht hinein geführt werden:

In einem experimentellen Prozeß können Dinge entdeckt werden, die zwar in latenter Form in jeder Gruppe vorhanden sind, die aber durch die üblichen Animationsmethoden verdeckt werden, wie z. B. der vom Team allein oder mit den Teilnehmern gemeinsam vereinbarte Zeitablauf.

Viele der immer wieder auftauchenden Probleme und Schwierigkeiten haben hier ihre Ursache. Forschung hat den Auftrag, diesen Dingen nachzugehen und ihre Beobachtungen anderen Gruppen zugänglich zu machen.

Ist es nicht bedauerlich, daß die im voraus bereits festgesetzten Programme die beteiligten Jugendgruppen daran hindern, ihren eigenen Lebensrhythmus zu finden? Zum Beispiel: zeigt nicht die Neigung einiger deutsch-französischer Gruppen (die völlig frei über ihre Zeit verfügen konnten), bis tief in die Nacht hinein zu tagen, daß es Themen gibt, die sich eher für eine nächtliche

Diskussion eignen und andere, die man lieber am Tage angeht?

Wenn einerseits die angesprochenen Themen auf hohem Sprachniveau liegen, um dem des Gegenübers zu entsprechen, und wenn andererseits eine zweisprachige Ausgangssituation die Ausdrucks-Sensibilität erhöht, ist es dann nicht naheliegend, daß die Nacht dem unbewußten Wunsch nach symbolischer Fusion und Symbiose entgegenkommt? Die Nacht wird als mütterlich, innerlich empfunden und läßt eher Rätselhaftes hervorkommen, als dies am Tag der Fall ist. Es wäre ein neuer Versuch, die Klarheit auf die Dunkelheit, den Tag auf die Nacht folgen zu lassen.

2. Die sprachliche Herangehensweise

Die 'dilinguistische' oder mehrsprachige Situation, in der zwei oder mehrere Kultursprachen oder auch mehrere Mundarten einer bestimmten Kultur gesprochen werden, gibt uns die Möglichkeit, die Frage der *Sinnfindung* anzugehen. Daher tendieren wir dazu, die Sprachprobleme nicht als Hindernis zu sehen, sondern sie als Bereicherung zu erleben, weil sie Gelegenheit bieten, die verdeckten Vorannahmen dessen, was gesagt wird, herauszuarbeiten. In einem internationalen Projekt, bei dem die Sinnfrage im Vordergrund steht, ist dies ein wesentlicher Vorteil.

Unter welchen Voraussetzungen ist es möglich, diesen Vorteil zu nutzen, ja ihn weiterzuentwickeln? Wie ist es möglich, die in einem oder in mehreren Sprachsystemen zur Verfügung stehenden Mittel² im Hinblick auf die Sinnfrage nutzbar zu machen.

Immer handelt es sich – ob nun innerhalb einer Sprache, oder zwischen verschiedenen Sprachen – um Übersetzung. In einer mehrsprachigen Situation kann Sensibilität für Mehrdeutigkeit³) entwickelt werden, was den Teilnehmern dazu verhilft, die Austauschbarkeit der verschiedenen Hilfsmittel zu erkennen, die sowohl in einsprachigen als auch in zweisprachigen Gruppen bei Diskussionen eingesetzt werden können. Das drückt sich z. B. aus, wenn ein Teilnehmer um Übersetzung eines Beitrages bittet, der in seiner eigenen Sprache gemacht wurde. In diesem Sinne können Sprachformen als ein Instrument der Übersetzung verstanden werden, als eine Übertragung dessen, was auf der Gefühlsebene abläuft, eine Umsetzung von Vermutungen, Vorannahmen und Vorstellungen. Sprache beinhaltet immer eine Umdeutung der Realität in Erklärungen, die je nach wissenschaftlicher Disziplin variieren und sowohl an den jeweiligen Individuen als auch an der Gruppensituation (Rationalität, Emotionalität...) orientiert sind.

Wenn wir wollen, daß all dies zum Vorschein kommt, dann darf auf keinen

² Hilfsmittel, auf die man zurückgreift, sind entweder die verdeutlichende Umschreibung (Paraphrasierung) einer subjektiven Aussage in einer Sprache oder die Übersetzung im klassischen Sinne, d. h. aller aufeinanderfolgender Interventionen, die dazu beitragen, ein Thema zu erfassen und es in seinen unterschiedlichen Dimensionen zu beleuchten.

³ Wenn ein einzelner Begriff mehrere Bedeutungen hat, dann verändert sich der Sinn der Aussage entsprechend.

Fall systematisch übersetzt werden (weder durch einen Übersetzer noch durch einen Animateur), denn dadurch wird ja gerade die Interaktion gleichgeschaltet und der Zwang, auf andere Mittel auszuweichen, ausgeschaltet.

Nehmen wir ein Beispiel: Jeder hat bereits einmal an einer Diskussion mit konsekutiver Übersetzung teilgenommen.

Was läuft dabei ab? Alle wenden sich an den Übersetzer, der im Mittelpunkt der Interaktion steht. Niemand anders wird mehr angesehen. Wer das Wort ergreift, weiß nicht mehr, an wen er sich wenden soll: an den Übersetzer oder an einen anderen Teilnehmer.

Durch diese Ausgangssituation verflachen alle andere Interaktionen. Außerdem wird davon ausgegangen, daß die Übersetzung eine genaue Übertragung des Beitrages sei. Niemand wagt es, denjenigen zu verbessern, der mit der Funktion des Übersetzers betraut wurde. Auch Sinn und Inhalt werden verwässert. Ein Experiment wagen heißt auch, auf diese starren Übersetzungsvorgänge (die im übrigen höchst kostspielig sind) zu verzichten. Dies ist ein erster unerläßlicher Schritt, der darin besteht, sich nicht einem einzigen Zweisprachigen anzuvertrauen, sondern alle Anwesenden mit Sprachkenntnissen dazu anzuregen, bei der Übersetzung zu helfen, selbst wenn dabei der Eindruck entsteht, als „verlöre man Zeit“. Warum organisieren wir Begegnungen, um Zeit zu gewinnen, oder weil sie einen Sinn haben sollen?

Wir sehen die Übersetzung als Analysator der interkulturellen Kommunikation an, in der sie einen Ort darstellt, wo zwei Sprachsysteme zusammenkommen, die zwei unterschiedliche Weltanschauungen in der Begegnung, in der Gruppe ausdrücken (siehe infra „das nationale Element“). Die Situation ist dadurch gekennzeichnet, daß zwei nationale Gruppen und vier unterschiedliche Sprachgruppen anwesend sind: die einsprachigen Franzosen, die einsprachigen Deutschen, die zweisprachigen Franzosen und die zweisprachigen Deutschen.

Ein einsprachiger Franzose kann eine Person sein, die zwar kein Deutsch aber dafür Arabisch, Spanisch, oder Provençalisch und Französisch oder nur Französisch spricht. Und dann welches Französisch?

In der Folge werden wir zur Vereinfachung von Ein- und Zweisprachigen reden. Wir möchten hier aber unterstreichen, daß jede Person eine ihr eigene Beziehung zur Sprache oder zu Sprachen besitzt. Auf deutscher Seite kommt heute die Frage der alten Bundesrepublik und der früheren DDR hinzu.

In den deutsch-französischen Begegnungen hat sich ein spezifischer Jargon herausgebildet, mit starker Tendenz zum deutsch-französischen „Pidgin“⁴. Begriffe wie „Team“ (équipe), „feed-back“ (Rückkoppelung), „Plenum“ (assemblée générale) kommen aus dem Deutschen, wo sie aus dem Englischen und Lateinischen übernommen wurden. Die Begriffe „Animation“ (für die es

⁴ Pidgin = Kontaktsprache aus dem Chinesisch-Englischen; eine veränderte Form des Englischen durch Elemente der einheimischen Sprache.

im Deutschen kein äquivalentes Konzept gibt) und „analyse institutionelle“ wurden aus dem Französischen übernommen. Diese vereinzelt Beispiele sind selbstverständlich nicht ausreichend, um darauf eine gesicherte Hypothese aufzubauen, doch ist der Beitrag an der Entwicklung eines solchen Jargons in seiner Unterschiedlichkeit durchaus ernst zu nehmen. In Frankreich selbst gehören die französischen Begriffe zum Sprachgebrauch, dies gilt aber keineswegs für die Entlehnungen aus dem Deutschen, während in Deutschland Entlehnungen aus dem Französischen durchaus üblich sind. Wenn wir diese beiden Feststellungen gegenüber stellen, könnte man daraus folgern, daß die deutsche Sprache offener ist für Einflüsse von außen als die französische.

Alle diese Beobachtungen verdeutlichen die Mängel der Konzeption „des möglichen Dialoges“. Ohne jetzt in das Gegenteil zu verfallen, daß Kommunikation unmöglich sei, was genau so unrealistisch wäre, meinen wir, etwas mehr Klarheit gewinnen zu können, wenn die Übersetzungsvorgänge einmal näher betrachtet werden.

In unseren Experimental-Programmen hatten wir keine systematische Übersetzung (im weitesten Sinne des Wortes) vorgesehen. Je nach Stand der gruppenspezifischen Entwicklung übernahmen die zweisprachigen Teilnehmer eine Art Vermittlerfunktion zwischen den beiden Sprachen. Innerhalb eines Sprachsystems wurde diese Aufgabe von allen Teilnehmern wahrgenommen, die diese Sprache sprechen.

Zunächst einmal muß der Mythos der Zweisprachigkeit angegangen werden. Denn gibt es etwa Menschen, die sich in allen Bereichen des sozialen Lebens in beiden Ländern bewegen können? Mit Sicherheit nicht. Die durch die Sprache ausgelöste Abgrenzung, die auf die oben beschriebene nationale Zugehörigkeit zurückzuführen ist, kann durch die Anwesenheit von zweisprachigen Teilnehmern durchlässig gemacht werden. Diese dürfen natürlich nicht überfordert werden. Auf der anderen Seite ist es ausgesprochen selten, daß ein Teilnehmer überhaupt keine Vorkenntnisse hat; oft weiß er es nur nicht.

Es gibt also eine ganze Reihe von Fähigkeiten, die als Hilfsmittel eingesetzt werden können. Diese wollen wir näher untersuchen: Sprachwechsel, Übersetzung und Nicht-Übersetzung, unterschiedliche Besetzung von Untergruppen, ihre sprachliche, nationale und ideologische Zusammensetzung innerhalb der gesamten Gruppendynamik.

Da es nicht möglich ist, zwei Sprachen zur gleichen Zeit zu sprechen, hören wir zwei alternative und unterschiedliche Sprachketten mit gemeinsamen Kontaktpunkten: die Übersetzung.

Diese Sprachabläufe sind nicht identisch, da sie jeweils einem anderen Kontext entstammen. Die Ablösung einer Sprache durch eine andere bedeutet meistens auch, daß eine andere Betrachtungsweise gewählt wird, ja sogar das Diskussionsthema gewechselt wird. Die Schwierigkeiten, die bei der

Übersetzung auftreten, liegen gerade darin, daß sie einen kulturellen Transfer sicherstellen soll, der aber erst aufgrund einer „erfolgreichen ethnographischen Untersuchung“ möglich ist, um einen Begriff von Jean-René Ladmiral⁵ zu verwenden. Wenn man sich mit der wörtlichen Übersetzung nicht zufrieden geben will, die meistens den Sinn nicht trifft, wird eine Übersetzung von der einen in die andere Sprache erst dann möglich, wenn man es wie ein Ethnograph gelernt hat, die jeweils mit der „Ausgangs-“ und der „Eingangssprache“ vorhandenen Denkschemata zu untersuchen und die mit einer Aussage angesprochenen Wertvorstellungen, Erfahrungen und Praktiken in ihrem Kontext situieren zu können. Da die zweisprachigen Teilnehmer nicht immer Zugang zu allen Lebensbereichen der jeweils anderen Kultur haben können, entstehen Sinnentstellungen (Hinweis: wörtliche Übersetzung) oder Mißverständnisse.

Die Schwierigkeit besteht darin, daß, weil das psychologische Modell so stark verinnerlicht wurde, es eher vorgezogen wird, eine Leere zu füllen, als Schweigen zuzulassen. Hinzu kommt, daß der zweisprachige Teilnehmer, der ja durch seine Sprachkenntnisse auch eine Machtstellung einnimmt, keinen Augenblick verlieren will, in der er seine Fähigkeit unter Beweis stellen kann. Zu beobachten ist auch, daß die Äußerung eines Teilnehmers, er habe nicht verstanden, nicht unbedingt ein reales Nicht-Verstehen bedeutet, sondern meistens Ausdruck dafür ist, daß er mit dem Gesagten nicht einverstanden ist. Demgegenüber aber weisen die nicht-übersetzten Passagen – soweit in ihnen neben dem rein linguistischen Aspekt auch andere Bereiche ihre Bedeutung für die Begegnung haben – darauf hin, daß es nicht gelungen ist, eine ganze Reihe vorhandener Dimensionen ethnographisch zu erschließen. Diese Augenblicke signalisieren Abgrenzung und stellen Momente dar, an denen es anzusetzen gälte. Gerade dann wären weitere Erläuterungen und Erklärungen notwendig, wenn es sich zeigt, daß es – um übersetzen zu können – nicht möglich ist, hinreichende Klarheit über den Ort zu gewinnen, von dem aus bestimmte Aussagen gemacht wurden. Durch die vorrangige Bedeutung des dualen Kommunikationsmodells aber werden Unterbrechungen in der Sinnvermittlung verhindert. Kommunikation kann aber nur dann gelernt werden, wenn das Nicht-Verstehen als Realität akzeptiert wird. Für die Forschung ist im Diskurs wichtiger, was darin nicht ausgedrückt wurde – die Aphasien –, als die Übersetzung einer angeblich universalen Grundaussage. Diese Erkenntnis müßte sich auf die Animation auswirken.

Wie kann man einer solchen Bewußtseinsbildung näher kommen?

Wenn Vorwürfe kommen, daß eine Sprache die andere „dominiere“ (womit implizit als „kategorischer Imperativ“ der Anspruch auf Chancengleichheit erhoben wird), so kann dies als ein erster Versuch gelten, die Frage der Nationalitäten anzugehen, weil ja Sprache und Nationalität – was im deutsch-französischen Jugendaustausch nicht falsch ist – gleichgesetzt

⁵ J.-R. Ladmiral: Pour une dynamique des groupes bilingues, in „Langage et Société“, Nr. 3, Februar 1978, 3-47 (Für eine Dynamik zweisprachiger Gruppen)

werden. Ungleichgewicht ist in dieser Situation aber unvermeidbar, kann aber meist nur dann akzeptiert werden, wenn es durch ein Gegengewicht der anderen Sprache ausgeglichen wird. Unbestritten sind hier Machtprobleme im Spiel, was meist auch so verstanden wird. Weil es gegenwärtig keine Beziehungen gibt, die symmetrisch, paritätisch, gleichberechtigt und noch weniger gerecht wären in dem, was als „internationale“ oder „europäische Gemeinschaft“ bezeichnet wird, wird es auch unmöglich, wie es die Rede von der Solidarität und der internationalen Zusammenarbeit vorschreibt, zu einem ständigen und permanenten Gleichgewicht zu gelangen. Hierfür wäre es notwendig, „Differenzen“, „Ungleichheiten“, „Ungerechtigkeiten“ aber auch Widersprüche und Machtbeziehungen berücksichtigen zu können. Mit der Scheu vor dem Risiko des Konflikts bleibt eine Bewußtwerdung blockiert.

Meistens bleibt man bei moralischen oder psychologischen Erklärungen, von der Art etwa: ein oder mehrere Teilnehmer seien dominant, un-kommunikativ, böse, unmotiviert usw... Soweit wir feststellen konnten, ist dennoch die Bewußtseinsbildung in diesen experimentellen Gruppen bei den Franzosen eher in Gang gekommen als bei den Deutschen. Franzosen sind sich mehr der Sprachschranken und der Machtbeziehungen bewußt. Sie entwickeln ihre Strategien. Die Deutschen nehmen andere ein. Als Lösung haben wir bemerkt, daß sie sich zurückzogen oder aufgaben (Abreise, Unterbrechnung der Teilnahme, Abwesenheit bei der nachfolgenden Phase...).

II. Sprachen im Kontakt und im Konflikt miteinander

1. Sprache und Macht

Grundsätzlich ist die Macht der Sprache ambivalent. Sie ist sowohl real als auch formal. Die reale Macht der Sprache liegt darin, daß sie den Zugang zu einer Information verhindern kann. Das geschieht in unseren Gesellschaften tagtäglich, wenn Menschen mit einer Sprache konfrontiert werden, die sie nicht verstehen. Dabei handelt es sich nicht allein um Fachsprachen, wie beispielsweise in der Medizin, in der Verwaltung, in der Justiz, sondern auch um die „gehobene“ Umgangssprache (die vor allem Intellektuellen vertraut ist). Die benachteiligten sozialen Schichten – unter ihnen vor allem die ausländischen Arbeitnehmer – sind Opfer dieser Macht. Statt Werkzeug zu sein, wird Sprache zur Schranke. Die gleiche Situation entsteht bei einer Information in einer unbekannt Fremdsprache. Die völlige Unterwerfung unter die Macht der Sprache beinhaltet, daß es völlig unmöglich ist, sich zu informieren, zu kommunizieren und zu reagieren. Diese Macht ist noch größer, wenn die jeweilige Sprache gleichzeitig die der Herrschenden ist. Dann ergänzen sich zwei Machthaber, der eine unterstützt den anderen, der eine benutzt den anderen. Texte werden zum Heiligtum erklärt, Slogans erhalten Zauberkraft, Information wird zur Ideologie. Geistliche und weltliche Machthaber haben dies in der Vergangenheit zu nutzen gewußt.

In einem deutsch-französischen Seminar, das von ein- und zweisprachigen Teilnehmern besucht wird, deren Kenntnisse der jeweils anderen Sprache nicht sehr gut sind, wird diese Unzulänglichkeit durch konsekutive Übersetzung aufgehoben (siehe auch Kapitel: Sprache und Kommunikation). Das hat unmittelbare Auswirkungen auf den Seminarablauf, denn in jedem Seminar dominiert immer eine der beiden Sprachen. Es ist unmöglich, beide Sprachen gleichgewichtig zu benutzen. Es wäre künstlich und würde zudem quantitatives Gleichgewicht mit Qualität gleichsetzen. Es muß hingenommen werden können, daß in den deutsch-französischen Seminaren die Realität phasenweise die eine der beiden Sprachen auf Kosten der jeweils anderen in den Vordergrund stellt. Ein solches Mißverhältnis kann unter Umständen während eines gesamten Seminars anhalten. Damit ist zugleich das Macht- und das Kommunikationsproblem angeschnitten.

Wenn also eine der beiden Sprachen dominiert, so kann man feststellen, daß diejenigen, für die diese Sprache die Muttersprache ist, häufiger als die Vertreter der anderen Sprache das Wort ergreifen. Sie können direkt reagieren und das Gesagte besser aufgreifen, weil es ihrem Denkschema und ihrem Kulturkreis entspricht. Weil zwei Sprachen in Kontakt miteinander gebracht wurden, geraten sie auch in Konflikt miteinander. Eine wird ständig – zumindest potentiell – abgedrängt, zur Randerscheinung gemacht. Dieses Problem entsteht zwangsläufig in allen binationalen Seminaren und muß immer wieder neu erlebt und bewältigt werden. Dabei ist die gesamte Vielfalt

der Lösungsmöglichkeiten zu beachten: von der totalen Beherrschung einer Sprache durch die andere (völlige Ausgrenzung der Einsprachigen oder auch Rückzug der Zweisprachigen) bis hin zu einem fraglichen „modus vivendi“, der immer wieder durch die Dynamik der Seminargruppe in Frage gestellt wird. Sämtliche Situationen von enger Zusammenarbeit bis zum völligen Ausschluß von Teilnehmern, von friedlicher Ko-Existenz bis zu „kaltem Krieg“, Aggressivität und Abbruch sind vorstellbar.

Es darf nicht so getan werden, als seien Teilnehmer, die nur eine Sprache beherrschen, zweitrangig. Sie verfügen lediglich über andere Möglichkeiten der Machtausübung als die Zweisprachigen. (Das Zusammenleben ein- und zweisprachiger Teilnehmer – wie es weitgehend in den Seminaren praktiziert wird – ist sehr wünschenswert. Dies entspricht auch der Realität in den Austauschprogrammen.) Die Macht der einsprachigen Teilnehmer besteht darin, daß sie jederzeit die Übersetzung einer eingebrachten Information verlangen können. Manche Teilnehmer gelangten zu der Meinung, daß sich damit ihr Status in der Gruppe völlig verändert hatte. Wenn dann aber systematisch übersetzt wird, kann aus einem Einsprachigen, der eine Übersetzung fordert, ein Teilnehmer werden, der dabei ein Recht ausübt. Gleichzeitig wird aus dem Zweisprachigen, der bisher in seiner Wahl, ob er übersetzen oder nicht übersetzen wollte, frei war, ein Teilnehmer, der gezwungen wird, auf die Übersetzung der Information zu achten. Ohne Zweifel spiegelt hier die Forderung nach systematischer Übersetzung die Machtfrage in der Gruppe wider. Sie soll dazu dienen, Unterschiede zwischen Besitzenden – den zweisprachigen Teilnehmern – und den Armen – den einsprachigen Teilnehmern – abzubauen. Die Hierarchie, der Klassenunterschied soll damit aufgebrochen werden, was durch den Minderwertigkeitskomplex vieler einsprachiger Teilnehmer und durch den Mythos der Zweisprachigkeit (es wird angenommen, sie bekommen alles mit) noch verstärkt wird.

Manche einsprachigen Teilnehmer reagieren völlig anders. Sie bewegen sich klar und entschlossen. Sie versuchen ganz bewußt und auch unbewußt – wer sollte ihnen daraus einen Vorwurf machen –, ihre Muttersprache einzubringen. Eine andere Reaktion geht von der gleichen Voraussetzung aus und besteht darin, sich auf die nationale Gruppe zu konzentrieren, entweder indem dies offiziell beschlossen wird oder durch spontane Gruppenbildungen geschieht. Dies sind einige der Formen, in denen sich einsprachige Teilnehmer während unserer Untersuchung Machtpositionen verschafft haben.

Natürlich ist auch der Zweisprachige nicht machtlos. Die Kenntnis der beiden Sprachen gibt ihm die Möglichkeit, direkt über die gesamte Information zu verfügen. Er kann dadurch unmittelbar reagieren und seine Zweisprachigkeit dazu benutzen, öfter das Wort zu ergreifen. Doch wird diese Möglichkeit dann beschnitten, wenn der einsprachige Teilnehmer eine Übersetzung verlangt.

Der zweisprachige Teilnehmer befindet sich in einer quasi-schizophrenen Situation (nicht im pathologischen Sinn des Wortes), denn er muß das Gesagte nicht nur für sich selbst verstehen, sondern auch so, daß er es anderen erklären kann. Das sind zwei völlig unterschiedliche Funktionen, zwei verschiedene

Aufnahmeverfahren, die die Rolle der Zweisprachigen im Diskussionsverlauf höchst kompliziert gestalten. Hinzu kommt – was jeder weiß –, daß es keine vollkommene Zweisprachigkeit gibt. Dies bedeutet, daß das Wechseln von einer Sprache in die andere von dem Zweisprachigen einen zusätzlichen Aufwand an Energie abverlangt, die er nicht mehr in die Diskussion einfließen lassen kann. Jeder, der bereits einmal einen Vormittag lang übersetzt hat, weiß, was das bedeutet. Die Zweisprachigen können auch die Einsprachigen der anderen Sprache dominieren, indem sie sich in der jeweils vorherrschenden Sprache ausdrücken, sind aber ihrerseits eingeschränkt, wenn es nicht ihre Muttersprache ist.

Deutlich wird, daß auf der Ebene der Sprache durch das Zusammenleben von Ein- und Zweisprachigen ein interessantes, komplexes Netz von Machtstrukturen entsteht, in dem niemand machtlos ist. Daher ist es auch nicht möglich vorherzusagen, welche Machtstrukturen sich aufgrund der Sprache und der sich daraus ergebenden Konflikte herauskristallisieren werden.

Sprache hat auch eine formale Macht, denn alles, was gesagt wird, bleibt verbal und kann durch reale Handlungen ausgelöscht werden. Wie oft werden verbale Entscheidungen durch spätere Handlungen in Frage gestellt? Es ist erstaunlich, daß diese Tatsachen hingenommen werden, ohne daß eine Reaktion folgt. Allein während der drei Seminare haben wir das wiederholt erlebt. Die mangelnde Konsequenz von Sagen und Tun zeigt doch, daß die Macht der Sprache in dieser Hinsicht eine Illusion ist, nur eine vermeintliche Herrschaft.

2. Sprache und Kommunikation

Nicht nur die Macht der Sprache ist zweifelhaft, sondern auch als Kommunikationsmittel ist die Rolle der Sprache nicht so eindeutig, wie dies allgemein angenommen wird.

Eine erste Unklarheit ergibt sich schon dann, wenn durch das Gesagte die Absicht des Redners verdeckt bleibt. Es ist die bekannte Geschichte, in der das Kind Zahnschmerzen vorgibt, weil es seine Suppe nicht essen will. Sprache ist ein phantastisches Mittel, um etwas vorzutäuschen oder zu verheimlichen. Sie hat es den Menschen erlaubt, das Lügen bis zur Perfektion und gesellschaftlichen Hypokrisie zu entwickeln, wodurch sich die Beziehungen zwischen den Menschen in großem Maße auszeichnen. Zu oft wird davon ausgegangen, als ob zwischen verbalen Absichtserklärungen und der Handlung Übereinstimmung bestünde, ja sie wird nicht einmal angezweifelt.

Eine weitere Mißverständlichkeit der Sprache ergibt sich aus der Wahl der Begriffe; sei es, daß man unter einem Wort nicht dasselbe versteht, sei es, daß man unterschiedlich besetzte Begriffe verwendet, um einen unterschiedlichen Sachverhalt zu beschreiben oder weil man einem bestimmten Wertsystem –

das man vielleicht sogar ablehnt – im Bezug darauf verhaftet ist.

Die Wortwahl führt zu zahlreichen Mißverständnissen im Bereich der Information und Kommunikation. Es kommt im übrigen in den Seminaren äußerst selten vor, daß ein Wort definiert wird. Sehr oft wird ein Begriff ganz einfach übernommen, ohne daß jemand zu fragen wagt, weil niemand dümmer als die anderen erscheinen möchte. Die Folgen davon sind erst später spürbar. Es scheint Einverständnis zu bestehen, bis sich auf einmal herausstellt, daß man nicht weiterkommt, weil man mit einem Begriff etwas anderes gemeint hat. In anderen Fällen, wo man es nicht geschafft hat, sich zu verständigen, stellt man plötzlich fest, daß man im Grunde genau das Gleiche meint.

Außerdem werden Begriffe benutzt, die mit einer bestimmten Besetzung verbunden sind, um etwas zu beschreiben, was außerhalb des Bereiches liegt, in dem diese Begriffe üblicherweise verwandt werden. Das führt zwangsläufig zu einem Mißverständnis durch die falsche Verwendung von Begriffen. Die deutlichsten Beispiele dafür können in der Politik gefunden werden.

Im europäischen Vereinigungsprozeß gibt es den Begriff der „Subsidiarität“. Doch wird dieses Prinzip je nach den Mitgliedstaaten unterschiedlich interpretiert, in welchen Bereichen und wie intensiv es angewandt werden soll: Auf welchen Ebenen der Entscheidungsbefugnisse es umgesetzt wird.

Auch wenn es geleugnet wird, man bleibt stets im Rahmen eines bestimmten Bezugs- und Wertsystems verhaftet. So wurden von einem Teilnehmer bei der Auswertung des 3. Seminars die Wörter „positiv“ und „negativ“ benutzt. Er wollte diesen Begriffen eine wissenschaftliche Bedeutung ohne Werturteil geben. Dennoch hatte er eine der Kleingruppen, die einen Vorschlag entwickelt hatte, als positiv und eine andere, die keinen Vorschlag zu machen hatte, als negativ bezeichnet. Daran konnte die unbewußte Zweideutigkeit der Aussage und die Tatsache deutlich gemacht werden, daß man sich einem Bezugs- und Wertsystem nicht entziehen kann. Niemand ist neutral, weder ein Individuum, noch eine Gruppe. Die Sprache ist Spiegel dieser individuellen und kollektiven Bezogenheiten. Mit den Teilnehmern aus den neuen Ländern stellt sich diese Frage auf eine neue Art und Weise.

Neben dieser grundlegenden Vieldeutigkeit der Sprache als Kommunikationsmittel stößt man in binationalen Seminaren immer wieder auf das Problem der Übersetzung von der einen in die andere Sprache. Hier stellt sich die Frage danach, wie Information „vergemeinschaftet“ wird. Während der drei Seminare haben wir folgende Möglichkeiten entdeckt:

- das Null-Niveau

Das bedeutet Verzicht auf Übersetzung. Ein solcher Verzicht kann die Absicht zum Ausdruck bringen, nicht erfahren zu wollen, was gesagt wurde, und zwar aus persönlichen, aus thematischen oder aus Gründen, die mit den Beziehungen in der Gruppe in Zusammenhang stehen. Für denjenigen, der sich

für diese Lösung entscheidet, ist es nicht möglich, die Tragweite des Gesagten zu erfassen. Manchmal versucht ein zweisprachiger Teilnehmer, ihm das Gesagte mitzuteilen, weil er meint, daß das wichtig für ihn sei. Das kann sogar so weit gehen, daß der Zweisprachige die Freiheit des Anderen einschränkt, denn der Verzicht auf Übersetzung kann genauso gut die Intention beinhalten, irgendwie allein fertig zu werden und durch die Reaktion der Anderen zu verstehen, worum es geht, etc.

- Übersetzung auf Wunsch

Dieses Verfahren wurde während der drei Seminare am häufigsten angewandt. Selbstverständlich läuft die „Übersetzung auf Wunsch“ ganz automatisch für den gesamten Diskussionsablauf, wenn alle Teilnehmer oder auch nur eine Person ganz besonders von einer Diskussion betroffen sind. Dabei werden von allen Seiten Zusätze eingebracht, um genau wiederzugeben, was in der anderen Sprache gesagt wurde. In einem solchen Fall wird die Übersetzung auch nicht als belastend erlebt. Wie beim Null-Niveau geht dieser „Wunsch nach Übersetzung“ von einem Teilnehmer aus. Diesmal aber bittet er um das Gegenteil der Null-Lösung. Wir haben aber festgestellt, daß der Wunsch nach „Übersetzung“ ziemlich ungleichgewichtig erfolgt. Manchmal wird überhaupt keine Übersetzung erbeten. Das hängt nicht nur vom Interesse der Teilnehmer sondern auch von den Beziehungen zwischen ein- und zweisprachigen Teilnehmern und von der Persönlichkeit der anwesenden Personen ab.

- Abhängigkeit von anderen

Wir haben diesen Fall in zwei verschiedenen Seminaren erlebt. Dabei wurde die Frage gestellt: was halten die Franzosen in ihrer Diskussion für so wichtig, daß sie es den Deutschen mitteilen wollen? Es handelte sich in beiden Fällen um einsprachige Deutsche, die dieses Vorgehen vorgeschlagen hatten. Es wurde damit ein Verfahren angewandt, bei dem eine Gruppe als Kollektivität eine Bitte an eine andere Gruppe in der gleichen Eigenschaft richtet. Natürlich darf dabei das individuelle Interesse nicht übersehen werden; es steht aber keineswegs im Vordergrund. Der Informationszugang hängt von demjenigen ab, der versteht, was gesagt wird. Er befindet darüber, ob das Gesagte für diejenigen wichtig ist, die nicht verstehen; ob er es für eine Übersetzung würdig hält. Es handelt sich also um eine Unterwerfungshaltung derjenigen, die eine Sprache nicht verstehen. Sie unterwerfen sich denjenigen, die sie verstehen. Dieser Denkweise liegt ein Schema zu Grunde, das in den internationalen Begegnungen den Glauben an die Freundschaft und die Solidarität als vorgegeben, als Imperativ voraussetzt. Der Informationssuchende begibt sich, wenn er so vorgeht, in die Rolle des völlig Unterlegenen.

- Unterbrechung der Herrschaft einer Sprache

Wenn eine Sprache dominiert, ist der Versuch, die andere Sprache durchzusetzen, häufig damit verbunden, das Reden (den Diskurs) in die eigene

Sprache zurückzuholen. In einer heftigen Diskussion geschieht es selten, daß sich jemand selbst auferlegt, in der anderen Sprache zu sprechen, oder es vorzieht, sich in einer erlernten Sprache auszudrücken. Der Wunsch nach einem unmittelbaren Zugang zu dem, was gesagt wird, ist eine mögliche Form, Übersetzung abzuweisen und seine eigene Vorherrschaft herzustellen.

In einem binationalen Seminar mit der Beteiligung einsprachiger Teilnehmer besteht eine große Versuchung darin, systematisch alles übersetzen zu lassen, um allen den gleichen Informationszugang zu gewähren. Dabei kann aber niemals von gleicher Information gesprochen werden, da diese zwangsläufig auf dreierlei Weise reduziert wird. Die erste Reduzierung erfolgt bereits durch die Übertragung in eine andere Sprache. Dabei soll nur an das italienische Sprichwort erinnert werden „traduttore = traditore“ (übersetzen – verraten), womit diese erste Schwierigkeit treffend beschrieben ist. Die zweite Reduzierung einer Information wird dadurch verursacht, daß eine Mitteilung unterschiedlich aufgenommen wird je nach dem, ob diese in der eigenen Muttersprache erfolgt oder nicht, denn eine sprachliche Mitteilung ist immer auch durch das politische, wirtschaftliche, soziale und kulturelle Bezugssystem geprägt, das je nach Sprache variiert und in der Übersetzung nicht wiedergegeben werden kann. Mit anderen Worten, abgesehen von der sprachlichen Qualität einer Übersetzung, wird eine Mitteilung zwangsläufig von Deutschen und Franzosen unterschiedlich aufgenommen. Schließlich darf eine dritte Form der Reduzierung einer Information nicht übersehen werden, die mit der Situation selbst verbunden ist. In jeder Kommunikation behindern zahlreiche Faktoren den Informationsfluß (Raum, in dem die Kommunikation stattfindet, klimatische Bedingungen, etc.). Ausschlaggebend sind auch andere physische Faktoren (Müdigkeit, Hunger, etc.). Schließlich spielen auch psycho-soziale und sozio-linguistische Faktoren hinein (Verständigungs-, Ausdrucks- und Handlungsfähigkeit aufgrund des Sprachniveaus).

Es kommt hinzu, daß derjenige, der um Übersetzung bittet, seine Abhängigkeit in Bezug auf die Macht der ihm unbekanntem Sprache durchbrechen will. Damit geht er Risiken ein, denn er verläßt sich auf einen anderen Unbekannten, einen Dritten, von dem er nicht wissen kann, ob dieser in seinem Sinne interveniert oder nicht. Er kann daher nie sicher sein, ob der eintretende Erfolg oder Mißerfolg ihm selbst (seiner Überzeugungskraft in der Darlegung, Klarheit der Darstellung, persönliche Ausstrahlung, Status, etc.) oder seinem Übersetzer zukommt. Um der einen Abhängigkeit zu entgehen, unterwirft er sich einer anderen mit all den damit verbundenen Risiken.

Es wird deutlich, daß auch bei der Übersetzung wie bei den Begriffen „Begegnung“, „Gruppe“, „Betreuung“, „Kommunikation“ eine unwirkliche Vorstellung besteht, die untersucht werden muß. Übersetzung ist ein Mittel, kein Allheilmittel. Sie kann bestenfalls den Zugang zur Information geben, aber sie sagt nichts über die Kommunikation selbst aus.

Diese Bewußtseinsbildung in Bezug auf die Rolle der zwei- und einsprachigen Teilnehmer innerhalb der Machtstrukturen der Gruppe erscheint uns

ausschlaggebend zu sein. Die Zweisprachigen bedienen sich der Hilfestellung, die sie leisten, um mehr Einfluß zu gewinnen, zumal sie den größten Teil der Gespräche direkt verfolgen können. Sie dienen eigentlich nicht der Gruppe, sind auch keine Übersetzungsmaschinen, sondern sie sind „Doppelagenten“, die mehr oder weniger bewußt, mit mehr oder weniger Bedenken oder intellektueller Aufrichtigkeit ihr eigenes Spiel spielen. Es ist deshalb wichtig herauszufinden, mit wem sie sich im gruppenspezifischen Prozeß im Verhältnis zur bestehenden institutionellen Macht verbünden. Dabei sind alle Ebenen, die individuelle, die inter-personelle, die der Gruppe selbst und die ideologische angesprochen.

Jedenfalls beziehen sie ihre Macht aus der Anwesenheit der einsprachigen Teilnehmer, denen sie oft das Wort abschneiden, um sich selbst unersetzbar zu machen. Die erfahreneren unter den einsprachigen Teilnehmern gewinnen an Autonomie, indem sie eine eigene Sensibilität für das Ausdrucksgeschehen erwerben und eigene Strategien entwickeln, wie sie Übersetzungen fordern bzw. ablehnen können. Sie können ihre Muttersprache aufzwingen und die Diskussion damit bestimmen. Sie können sich mit bestimmten Zweisprachigen verbünden, die ähnliche Sensibilitäten wie sie selbst entwickeln, mit denen sie übereinstimmen und die sie schließlich auch um Übersetzung bitten. Gleichzeitig können natürlich die zweisprachigen Teilnehmer entscheiden, wen sie übersetzen und wen nicht, sei es nur verdeckt und ganz insgeheim. Durch dieses Wechselspiel mit Sprachen werden über den sprachlichen Aspekt hinaus auch andere Ebenen sichtbar gemacht. Der gesamte Ablauf erweckt den Eindruck, als ob es bei den zwei vorhandenen Sprachkanälen darum ginge, die Einflußsphäre der eigenen Sprache zu erweitern.

Wir gehen davon aus, daß alle Variablen gleichzeitig agieren und daß daher eine detaillierte Analyse der Vorgänge notwendig wäre, die jedoch unsere aktuellen Untersuchungsmöglichkeiten übersteigt. Angesetzt werden sollte gerade an denjenigen Situationen, in denen es in einer Gruppe zwar potentiell nicht an sprachlichen Hilfsmitteln mangelt, aber in denen es trotz allem nicht gelingt, einen Transfer herzustellen. In diesen Fällen müßte herausgearbeitet werden, welche außersprachlichen Barrieren die Kommunikation verhindern. Hier treffen wir auf das Phänomen Sprache als Alibi.

3. Sprache als Alibi

Wir haben festgestellt, daß in Situationen besonders großer Gruppenkohäsion, d. h. wenn die Interessen aller in einer bestimmten Situation (besondere Betroffenheit in den Diskussionen, im gemeinsamen Handeln, im Sport usw.) berücksichtigt werden konnten, alle sonst feststellbaren 'Disfunktionen' verschwanden. Das Wort 'Disfunktion' bezeichnet in dieser Art von Situationen alles, was als eine Störung in einer Gruppe aufgefaßt wird, von der angenommen wird, daß sie reibungslos läuft, als ob Kommunikation einer Maschine ähnlich sei, die läuft oder gestört ist. Damit wird angenommen, daß Kommunikation ausschließlich nach dem kybernetischen Modell zustande

kommt. Alles, was mit der Vieldeutigkeit des Individuums und mit Kräfteverhältnissen zu tun hat, was die 'black box' menschlicher Psyche darstellt, wird ausgeklammert, d. h. all jene Aspekte, die nicht per Datenverarbeitung erfaßbar sind, die aber gerade den Unterschied zwischen Mensch und Maschine ausmachen. Unsere gesamte Arbeit besteht ja gerade darin, das zu erforschen, was sonst in die 'black box' gesteckt wird, d. h. was normalerweise unangesprochen bleibt, und die (gegenwärtig zugänglichen) Komplexitäten verstehen zu lernen.

In solchen Situationen wird die Sprachvermittlung von allen Zweisprachigen übernommen, sie wird als genau und korrekt empfunden. Es wird sich gegenseitig in beiden Sprachen geholfen und das Gesamtklima der Kommunikation spiegelt sich in der Sprachvermittlung wider. Wir glauben, daß Schwierigkeiten – wie wir sie oben dargestellt haben – damit zusammenhängen, daß die Gruppen im allgemeinen nur eine vage meistens gesellschaftlich und ideologisch vorgeprägte Vorstellung davon hatten, warum sie überhaupt zusammengekommen waren und daß wir es mit Gruppen zu tun hatten, deren Disfunktionen als Symptom angesehen werden können. Dies gilt für alle Gruppen, auch für Teilnehmer, die zu wissen glauben, warum sie kommen und wozu sie sich anmelden (Begegnungsprogramm, themenbezogenes Seminar, ...).

Wir haben deshalb angenommen, daß dieses Symptom ein sehr praktischer Vorwand und ein probates Alibi ist, sich der Frage nach dem Sinn der Gruppe (der Begegnung) zu entziehen. Sprache wird zum Alibi in allen Situationen, in denen Meinungsverschiedenheiten aus anderen Gründen als aus den Themenschwerpunkten und den Kontroversen heraus auftreten. Das gilt sowohl für ein- als auch für zweisprachige Teilnehmer. Die Einsprachigen erklärten, sie könnten sich nicht dafür interessieren, was in einer anderen Sprache gesagt wurde, auch wenn Sprachvermittlung zur Verfügung stand. Die Zweisprachigen behaupteten, sie verstünden nichts und könnten daher auch nicht übersetzen, obwohl dem eigentlich nichts entgegenstand. Das, was auf dem Spiel steht, mußte also anderswo liegen.

Ausgangspunkt unserer Reflexionen sind hier (dies gilt auch für die nachfolgenden Texte) Gruppen, deren Begegnungen nicht durch „Aktivitäten“ oder gemeinsame Aufgaben vorstrukturiert waren. Dies hätte für sie von vornherein zur Folge gehabt, sie von der Sinnfrage ihres momentanen internationalen und interkulturellen „Zusammenlebens“ zu entfernen. Jeglicher auf diesen Aktivitäten und Aufgaben beruhender Jugend- bzw. Erwachsenenaustausch (Sport, Beruf, Schule, Universität, Freizeit, Ferien) läßt solche Fragen erst gar nicht aufkommen in der Einfallslosigkeit des Lebens mit seinen Beschäftigungen oder Studien: auch an den Orten selbst, wo „Völkerverständigung“ gelernt werden sollte.

III. Zur Entwicklung institutioneller Sensibilität

Die Begegnung leitet einen Bruch ein

Eine deutsch-französische Begegnung ist ein bedeutendes Moment im Leben des Teilnehmers, sei er nun Lehrer, Schüler, Student oder junger Berufstätiger...

Sie ist ein bevorzugtes Moment der Bewußtwerdung. Der Rhythmus des täglichen Lebens mit seiner Routine und seinen Gewohnheiten ist durchbrochen. Dieser Bruch führt zu einer Distanz gegenüber dem täglichen Leben, die fast alle Teilnehmer veranlaßt, über den kulturellen und institutionellen Kontext ihres Alltags nachzudenken. Dies wird als Moment der Negativität bezeichnet: das, was fehlt, fördert das Bewußtsein für das übliche Leben.

Durch die Institutionalisierung der Begegnung (d.h. ihre Vorbereitung und ihren Ablauf) wird eine gewisse Disponibilität für das Geschehen in ihr geweckt. Gewiß wird die Erwartung an die Begegnung häufig enttäuscht. Es besteht immer eine Kluft zwischen den Vorstellungen und ihrem tatsächlichen Ablauf. Diese Kluft zwischen Erwartung und Realität erklärt sich daraus, daß eine Begegnung eben nicht das vorgeplante und organisierte (für uns erdachte?) Alltagsleben ist, das wir gewöhnlich führen.

Wir kommen an einem neuen Ort an, wir treffen neue Leute, die nicht unbedingt unsere Erwartung teilen. Das individuelle und kollektive Leben muß organisiert, manchmal ausgehandelt werden. Dieser Abbau der alltäglichen Lebensgewohnheiten und die Neu-Verhandlung über Raum und Zeit der Begegnung vergegenwärtigen uns, daß das der Routine verhaftete tägliche Leben anders sein könnte, als es irgendwann einmal instituiert wurde... Diese durch die Begegnung eingeführte Negativität erlaubt eine neue Sensibilisierung (und somit Sensibilität) für die Institutionalisierungsprozesse des sozialen Lebens.

Wenn man dieses Phänomen aus der Nähe betrachtet, wird man in seiner Beschreibung mehrere Ebenen unterscheiden können (die übrigens einander durchdringen). Diese Sensibilität kann als auf folgenden Ebenen zu erleben betrachtet werden: des Individuums, der interpersonellen Beziehungen, der Gruppe, der Organisation, der Institutionen, die eine Situation durchdringen.

Diese Sensibilität, die durch den von der Begegnung erzeugten Bruch hervorgebracht wurde, führt die Teilnehmer in den meisten Fällen zu einem analysierenden Verhalten und Vorgehen. Jeder einzelne versucht, seinen Platz in dem Institutionalisierungsprozeß, der sich im 'Hier-und-Jetzt' entwickelt, zu finden. Unter diesem Gesichtspunkt könnte man behaupten, daß die Begegnung die Funktion eines Analysators übernimmt, eines Arrangements

also, durch das unsere Beziehung zu uns selbst, zum Mitmenschen und zu Gegenständen analysiert werden kann.

Der Begriff der Implikation (Sich-einbringen)

Jeder reagiert (bringt sich ein oder nicht) in diesem Institutionalisierungsprozeß gemäß seiner Position im täglichen Leben: die verschiedenen institutionellen Zugehörigkeiten bestimmen das Verhalten: ein Lehrer wird sich nicht so verhalten, wie ein junger Arbeitsloser... Sie werden sich (verbal und non-verbal) unterschiedlich ausdrücken. Die Begegnung hat in etwa die Funktion eines Spiegels. Sie wird als ein Arrangement zur Analyse der institutionellen Verflechtungen erlebt. Durch den Kontakt mit dem anderen (anders auf Grund seiner Nationalität, seines Geschlechts, seines Sozialstatus, seines beruflichen Werdegangs, seiner Erfahrung, seines Alters, seiner Pläne) *entdeckt* der Teilnehmer *sich selbst*. Er wird mit dem Bild konfrontiert, das er von sich gibt. Einige Teilnehmer werden sich unwohl fühlen, wenn ihnen nicht mehr der gewohnte Respekt als Hochschullehrer, als Lehrer... entgegengebracht wird. Die Hierarchie, der Respekt, die Autorität werden neu ausgehandelt. Das 'Hier-und-Jetzt' gibt den anderen einen neuen Status, mit dem man zurechtkommen muß. Diese Kluft zwischen dem gewohnten und dem in der Begegnung erlangten Sozialstatus wirft die Frage nach der Identität auf (nicht nur der nationalen, sondern auch der sozialen).

Während der Begegnung, wie sie sich herausbildet, vollzieht sich eine Analyse der unterschiedlichen Implikationen der Teilnehmer.

Die Ebenen

- des Individuums
- der interpersonellen Beziehungen
- der Gruppe
- der Organisation
- der Institutionen

sind miteinander verflochten.

Man kann verschiedene Raster benutzen, um die Zugehörigkeiten zu den einzelnen Ebenen zu verdeutlichen. Bestimmte Verhaltensweisen werden erst verständlich, wenn man die affektiven, ideologischen oder organisationellen Implikationen (Verflechtungen, Verstrickungen) der Teilnehmer mit einbezieht.

In allen Begegnungen trifft man auf unter analytischem Gesichtspunkt vielschichtige Situationen. Jemand, der auf der affektiven Ebene Schwierigkeiten hat, zieht sich auf "gründliche" Beiträge auf der ideologischen Ebene zurück (Flucht vor sich selbst). Ein anderer Teilnehmer wird ein organisatorisches Problem in dem Moment aufwerfen, in dem eine ihn störende

ideologische Auseinandersetzung sich anbahnt. Diese unterschiedlichen Verhaltensweisen analysieren das Individuum in seinem Verhältnis zur Gruppe. Bestimmte Erfahrungen führen auch dazu, daß gewisse Untergruppen besondere Einstellungen entwickeln, was ihre kollektive Identität beleuchtet.

Die Begegnung erlaubt drei Ebenen der Analyse

Es scheint, daß drei mögliche Analyseebenen im Rahmen der Begegnungen unterschieden werden können:

- 1) die individuelle Analyse der (eigenen) Implikation
- 2) die Analyse der Dynamik von Untergruppen
- 3) die kollektive Analyse der Institutionalisierung der Begegnung selbst und dessen, was dieser Prozeß von der Gesamtheit des institutionellen Gewebes erkennen läßt.

Mit anderen Worten entfaltet sich der analytische Prozeß entweder um das Individuum, um die Gruppe oder um die Institutionen, die die Begegnung durchdringen. Diese Feststellung führt zum Begriff der Transversalität der Begegnung.

Die Transversalität

Die vielfältigen Möglichkeiten der Begegnung, im 'Hier-und-Jetzt', liegen in dem, was sie nicht ist, oder besser in all dem, auf das sie verweist.

Wenn ein Teilnehmer zum ersten Mal in einer DFJW-Begegnung ankommt, nimmt er nur wenig von dem Kontext wahr, in dem sie sich abspielt. Er hat Kontakt zu Personen, was zunächst einen großen Teil seiner Aufmerksamkeit gefangen hält. Zuallererst bemerkt er, daß einige sich lieber auf Deutsch, andere auf Französisch ausdrücken. Wenn seine institutionelle Sensibilität sich verfeinert, wird der Neuling entdecken, daß einige einen von anderen Teilnehmern verschiedenen Status haben. Er teilt z. B. sein Zimmer mit einem oder zwei anderen Teilnehmern. Andere sind in Einzelzimmern untergebracht. Er wird versuchen, die Gründe hierfür zu erfahren. Dies ist der erste Schritt zur Entdeckung der Dinge, die die Begegnung durchdringen.

Wenn sie diese Realität entdecken, reagieren einige mehr oder weniger heftig. Warum gibt es Unterschiede im Status? Sind wir nicht alle gleich? – Dies ist das Ideal der kollektiven Gleichheit, der Selbstorganisation... – Der Teilnehmer situiert sich im Feld der Ideen (seiner eigenen). Er wundert sich über eine Realität, die die Begegnung strukturiert. Unter pädagogischem Gesichtspunkt erscheint es interessant, sein Erstaunen als neuartig zu erkennen... denn derselbe Teilnehmer wundert sich in seinem Alltag nicht darüber, daß einige

einen höheren Wohnkomfort haben als andere. Die pädagogische Dimension der Institutionalisierung der Begegnung besteht darin, es dem Teilnehmer zu ermöglichen, sich zu wundern, die Unterschiede aufzudecken und ans Tageslicht zu bringen. Wenn er weiterforscht, entdeckt er die Rolle der Gruppenleiter (Teamer). Diese werden bezahlt (mehr oder weniger, es gibt Unterschiede im Status). Deren Auswahl zu verstehen, bedeutet, Schritt für Schritt Einblick in die Animations- und Ausbildungspolitik des DFJW und seiner institutionellen Partner zu gewinnen. Einige Teamer sind ehemalige Gruppenberater, die an vielen deutsch-französischen Begegnungen teilgenommen haben, andere sind Mitarbeiter von Jugendverbänden, die mit dem DFJW zusammenarbeiten, andere wiederum kommen von der Universität; sie wurden engagiert, um einen spezifischen Beitrag zu leisten...

Diese Erkenntnis, zu der die institutionelle Sensibilität führt, ist mehr oder wenig scharf umrissen. Je nach seiner Motivation wird der Teilnehmer diese Dimension mit mehr oder weniger Nachdruck zu verstehen und zu analysieren versuchen.

Die Erkenntnis, daß die Begegnung vom Referat 4 des DFJW instituiert wurde, verweist auf neue Probleme. Was ist das DFJW? Warum finanziert das DFJW einen Bereich 'Ausbildung und Forschung'?... Diese Fragen ziehen das DFJW mit ins Spiel (auf die Bühne), aber auch die beiden Staaten, deren Regierungen, sowie die verschiedenen Kämpfe um Einfluß auf Entscheidungen, die sich innerhalb staatlicher Apparate entwickeln können.

Diese Dimensionen zu erkennen, gestattet, die politische Kontrolle, die über die Finanzierung dieser Begegnungen ausgeübt wird, zu verstehen... und zeigt somit an, was machbar ist und was nicht.

Eine Begegnung ist also das Resultat eines institutionellen Auftrags des DFJW und dieses oder jenes direkten institutionellen Partners: ein Auftrag, der wiederum zurückgeht auf explizite oder implizite Forderungen der Regierungen, der verantwortlichen Vertreter von deutschen oder französischen Jugendverbänden, die im Kuratorium vertreten sind oder nicht, sowie auf implizite oder explizite Forderungen der Gruppenleiter, die mit dem einen oder anderen Referat des Jugendwerks zur Entwicklung einer Politik der Forschung und pädagogischen Innovation zusammenarbeiten.

Wir stellen fest, daß die deutsch-französische Dimension der Begegnung nicht allein der Bilinguismus (die Zweisprachigkeit) ist, sondern auch die Vergegenwärtigung institutioneller Zwänge, die aus dem einen oder anderen Land stammen. Der Teilnehmer entdeckt alle Dimensionen gesellschaftlicher Anforderungen, die seinen persönlichen Bedürfnissen gegenüberstehen.

Zentrum und Peripherie

Wenn der Teilnehmer in dieser Analyse der 'Institution Begegnung'

fortschreitet und somit in der Analyse der verschiedenen Institutionen, die die Realität des 'Hier-und-Jetzt' durchdringen, fragt er sich manchmal, ob es nicht, um die deutsch-französische Realität kennenzulernen, interessanter wäre, er führe nach Rhöndorf oder nach Paris, um dort die Verantwortlichen zu treffen in dem Glauben, im Zentrum befänden sich auch die meisten Informationen.

In Wirklichkeit entdeckt man, daß in der Begegnung selbst mehr Informationen vorhanden sind, als in den Gängen oder in den Büros des DFJW in Rhöndorf oder in Paris zu erhalten wären. In jeder Begegnung gibt es jemanden, der das DFJW kennt, der somit über gewisse Informationen verfügt. Häufig stößt man auf Teilnehmer, die Verantwortliche der Institution getroffen haben und die über Nachrichten verfügen, die dann so funktionieren, wie sie im Zentrum funktionieren würden.

Schließlich läßt die institutionelle Sensibilität erkennen, daß sich das Zentrum am Rande der Institution teilweise reproduziert; es ist aktiv im 'Hier-und-Jetzt' präsent, selbst wenn es an einem anderen Ort ist. Wurde nicht sogar mit viel Unbefangenheit von einer Begegnung behauptet, sie sei während ihrer Dauer der Mittelpunkt des DFJW geworden?

Andere, in einer bestimmten Situation mehr oder weniger deutlich vorhandene transversale Elemente können zu einer institutionellen Analyse sozialer Realitäten führen: Die Anwesenheit von Familien verweist auf die Familie als Institution. Die Teilnehmer werden versuchen, unterschiedliche soziale Rollen in Einklang zu bringen: die des Vaters, des Ehemannes... Die Schwierigkeiten, die entstehen, die Konflikte, die manche Mitglieder der Gruppe gegenüberstellen, funktionieren in diesem Zusammenhang wieder als Analysatoren. In der Analyse der Bedeutung der Konflikte und ausgehend von einem Einzelfall gelangt die Gruppe zu allgemeinen Aussagen. Jedes Gruppenmitglied macht sich die Analyse dadurch zu eigen, daß er sie zu seiner konkreten singularen Situation in Beziehung setzt.

Vor einiger Zeit bildeten sich in bestimmten Begegnungen 'Frauengruppen', die auf die Gestaltung und die Organisation Einfluß nehmen wollten, die aber auch – stärker politisch orientiert – die Beziehung 'Mann – Frau' (Forderung nach Parität im Team) ändern wollten... Auch diese Gruppen wirkten wie Analysatoren. Es handelt sich dabei um konstruierte Analysatoren, d. h. um bewußt ausgearbeitete Arrangements. Diesen konstruierten stehen die natürlichen Analysatoren gegenüber, die in der Begegnung unerwartet auftauchen.

In den Gruppenbegegnungen verwendet man immer noch konstruierte Analysatoren, sei es nur bei der Bildung nationaler Gruppen zu Auswertungszwecken.

Seit der Vereinigung Deutschlands drückte sich nach und nach und immer wieder zwischen Ost- und Westdeutschen eine Spaltung aus.

In vielen deutschen Institutionen können sich die Beziehungen zwischen den beiden Gruppen schwierig gestalten. In einer kürzlichen Begegnung mit drei Nationalitäten im Limousin (Deutsche, Franzosen, Italiener) war die deutsche Gruppe gleichermaßen aus Ost- und Westdeutschen zusammengesetzt. Für die Franzosen und die Italiener waren die Deutschen alle Deutsche. Aber bei ihrer Ankunft hatten die Deutschen unter sich die Mauer wieder aufgebaut. In dieser Begegnung (mit Selbstorganisation) haben die Franzosen und Italiener zunächst einmal abwechselnd das Abendessen zubereitet, bis die Deutschen meinten, sie seien an der Reihe. Die deutschen Mahlzeiten waren ein interessantes Labor deutscher Interkulturalität. Die beiden Untergruppen aus dem Westen (Frankfurt) und aus dem Osten (Cottbus) beobachteten sich zunächst einmal gegenseitig. Danach entstand eine wirkliche Zusammenarbeit mit Verhandlungen darüber, was als Gericht vorgeschlagen werden könnte.

Zwei Teilnehmer aus Berlin und Hannover hatten noch andere kulinarische Traditionen. Ein junger Ostdeutscher hat uns am Ende der Begegnung erzählt, daß dieses gemeinsame Kochen eine außergewöhnliche Gelegenheit für sie geboten hat, sich wirklich mit Westdeutschen zu begegnen. Ein Teilnehmer aus dem Westen war auch mit dieser Arbeit mit Leuten aus dem Osten sehr zufrieden. Nach diesen ersten drei Mahlzeiten wurde der Zyklus fortgesetzt: zunächst die Franzosen, danach die Italiener und dann wieder die Deutschen.

Die Küche ist ein echter Ort der Begegnung gewesen mit Diskussionen, Auseinandersetzungen. Einen Abend gab es deutsche Frikadellen mit echtem Kartoffelbrei. Sowohl die Kinder als auch die Erwachsenen waren begeistert. Die erste Mahlzeit war noch eine Nebeneinanderstellung von Gerichten aus verschiedenen Ländern. Die zweite Mahlzeit stellte eine interne Kohärenz dar, wo alles gemeinsam ausgehandelt worden war, damit es auch für die anderen (die Konsumenten) einen Sinn ergab.

Das Risiko dieser Pädagogik

Eine der möglichen Klippen dieser eine institutionelle Sensibilität anstrebenden Pädagogik (vor allem in ihren individuellen, implikationellen Dimensionen) besteht darin, beim Teilnehmer eine Überbewertung dessen hervorzurufen, was er gerade herausgefunden hat. Das 'Hier-und-Jetzt' der Begegnung bringt ihm im persönlichen Bereich so viel, daß er zu einer extremen Bewertung dieser Entdeckungen neigen kann, die bis zu einer Verneinung der außerhalb liegenden Realität führt. Wenn die institutionelle Sensibilisierung nicht mit einer Sensibilisierung für eine – wie wir es nannten – Analyse der institutionellen Transversalität verbunden ist, wird die Begegnung es den Teilnehmern kaum ermöglichen, der externen Realität gestärkt durch das, was sie während der Begegnung erworben haben, entgegenzutreten. In diesem Fall wird sie bei manchen zu nichts anderem führen als zu der Nachfrage nach einer weiteren... Es besteht die Gefahr, daß sogar eine *nicht endende Nachfrage* (nach Therapie?) heraufbeschworen wird, die auf *die Angst verweist*, mit den Belastungen des täglichen Lebens umzugehen.

Weitere mögliche Auswirkungen

Diese Art der Abhängigkeit von Begegnungen kann eine stärker organisationelle Form annehmen. Es wird nicht mehr die Nachfrage nach therapeutischer Hilfestellung vorherrschen, sondern nach einer Organisation der bisherigen Errungenschaften. Die Begegnung wird nicht mehr als ein vorübergehendes Arrangement aufgefaßt werden, das den Teilnehmern etwas Spezifisches vermittelt, sondern sie wird in einer Kontinuität verschiedener Begegnungen betrachtet... mit Institutionalisierungsversuchen, die der Zustimmung eines Referats des DFJW bedürfen, um das Projekt in die Ausbildungspolitik aufzunehmen.

Einige Teilnehmer können manche Probleme systematisch immer wieder stellen: Probleme, die sich in Diskurse verwandeln, in von Begegnung zu Begegnung immer wiederkehrende Initiativen. Diese Art von Gefahr unterwandert die zu Beginn des Textes beschriebene Bereitschaft, neue Erfahrungen aufzunehmen. Ohne diese Bereitschaft, ohne diese Fähigkeit verliert die Begegnung ihren Erkundungscharakter und wird zu einer Situation bürokratischer Reproduktion.

In der Geschichte der Begegnungen war verschiedentlich zu beobachten, wie sie organisatorische Wendungen erhielten. Wenn die Sensibilisierung für institutionelle Probleme nur in diese Art Reaktionen einmündet, liegt der Schluß nahe, daß sie noch nicht ausreichend ist. Im Grunde genommen strebt die 'pédagogie transversaliste' an, den Teilnehmern analytisches Rüstzeug zu vermitteln, dessen sie sich außerhalb der Begegnung in der sozialen Realität, in der Alltagspraxis, bedienen können...

Allein diese Art der Aneignung und Umsetzung von Fähigkeiten macht den Wert dieser Pädagogik aus, (die garantiert, daß im Sommer ein Gruppenleiter sein Wissen nicht, um andere zu manipulieren, einsetzt, sondern um selbst ein Vermittler dieser ethnologischen und institutionellen Sensibilität zu sein.)

Objekt-Gruppe und Subjekt-Gruppe

Worauf man in solchen Begegnungen hinarbeiten kann, ist die Herausbildung (das Hervorbringen?) von Subjekt-Gruppen im 'Hier-und-Jetzt', die aber nicht unbedingt eine Institutionalisierung anstreben. Es sollte gelernt werden, sich zu organisieren, um Bedürfnisse gemeinsam zu realisieren.

Angestrebt werden kann, daß gemeinsam Voraussetzungen geschaffen werden, die es erlauben, vom Stadium der Objektivierung zum Subjekt-Sein zu gelangen. Diese Objektivierung (man wird zu einem Objekt umgewandelt) kann durch den institutionellen Auftrag von Seiten des DFJW bewirkt werden, aber auch durch jede Person oder Gruppe, die sich instituieren will, d. h. die

bürokratisch die Gesamtheit des Erlebten auf bestimmte vorherrschende Ideen reduzieren will (die dann Ausschließlichkeitscharakter annehmen).

Die Subjekt-Gruppe entsteht übrigens häufig als Reaktion auf einen alles umfassenden oder „totalitären“ Diskurs. So schlug jemand in Otzenhausen während eines Plenums, in dessen Inhalt die Teilnehmer ihre Interessen immer weniger wiederfanden, eine Kleingruppe vor, „um dem anderen zuzuhören“. Diese Gruppe entstand und sammelte sich um die Fragen „Wie seid Ihr hierhergekommen? Wie habt ihr die Grenze überschritten?“ Hervorzuheben ist, daß diese Gruppe, die von einem Franzosen angeregt wurde, sich (mit Ausnahme von zwei Deutschen) aus Franzosen zusammensetzte und Französisch sprach – im Gegensatz zum Plenum, in dem Deutsch dominierte.

Eine Subjekt-Gruppe kann auch aus dem Vorhaben, etwas gemeinsam zu schreiben, entstehen. Mehrere Personen beschließen, eine Analyse des Geschehens zu erstellen. Dabei handelt es sich um ein motiviertes, ergiebiges Schreiben, das nichts mit der offiziellen Sprache des Abschlußberichts über die Begegnung gemein hat. Während der Abschlußbericht in instituierte Sprache abgefaßt wird, ist dieses spontane Schreiben (man kann es auch als instituiertes Schreiben bezeichnen, insofern als es einer Gruppe erlaubt, sich aus dem Objekt-Sein zu lösen) ein Katalysator, um eine Gruppe zum Stadium des Subjekt-Seins zu führen.

Dieses Horchen auf die Gruppe, das es erlaubt, den Vorschlag zu machen, der die Rolle des Katalysators spielt, um die Gruppe aus ihrem Objekt-Sein herauszuführen, ist ein Beitrag der institutionellen Sensibilisierung. Dieses Horchen unterscheidet sich von manchen Manipulationen mancher Praktiken der Gruppendynamik, insofern als es nicht auf die Errichtung der Macht einer Führungsperson abzielt, sondern das Verlangen einer Gruppe entfalten will, zur Aktion überzugehen, und das ihrer Mitglieder, sich als Subjekte zu konstituieren.

Die Frage der Vereinnahmung

Wer benutzt wen? Dies ist eine Frage, die sich in jeder Begegnung stellt. Einige haben Angst, sich einzubringen, weil sie die institutionellen Prozesse nicht genug durchschauen. Die institutionelle Sensibilität kann deshalb zu einem gewissen Mißtrauen führen. Werde ich nicht manipuliert? Wer wird das von mir in einem Workshop spontan Geschriebene verwenden? Der Teilnehmer, der einen Text schreibt, vermutet, daß der Teamer ihn vielleicht für seinen Abschlußbericht verwenden wird. (Dieser Bericht ist Bestandteil der Unterlagen an das DFJW für die Restzahlung seiner finanziellen Beiträge).

Ein Teilnehmer, der sich dessen bewußt wird, erlebt diesen Wert des Geschriebenen (und demnach seine Kosten) nur noch als mögliche Vereinnahmung seiner Arbeit durch die Institution. Diese Frage kann die Frage des Parasitentums, das kann die Frage der Beziehung zu „seinem Werk“ sein. In dieser Hinsicht gibt es noch Wichtiges zu analysieren, Nicht-Gesagtes zu explizieren... und zu vermitteln...

IV. Das nationale Element

1. Beschreibung

Wir haben zunächst festgestellt, daß es bei den Teilnehmern weniger Widerstände gab, wenn sie in Sprachgruppen⁶ arbeiten konnten, als wenn sie sich in nationale Gruppen aufteilen sollten. Die Ablehnung „nationaler Gruppen“ war bei den Teilnehmern aus der alten Bundesrepublik stärker als bei den Franzosen.

Ganz langsam – wir verwiesen bereits darauf – wurde man sich dieses Problems bewußt. Es äußerte sich zunächst in dem Vorwurf, daß die eine die andere Sprache dominiere. Darin sahen wir schließlich einen Hinweis darauf, daß in der Vorstellung der Teilnehmer eine Verbindung besteht zwischen Sprache und Denkweise, die jeweils vom Staat geprägt werden.

Die nationale oder staatliche Eigenart drückte sich zunächst darin aus, daß diejenigen, die einen Dialekt sprachen, von den anderen aufgefordert wurden, eine akademische Sprache zu sprechen, die von allen verstanden wird. Wir sehen darin nicht nur die bekannte Rationalisierung, daß ja alle Teilnehmer einen bestimmten Beitrag verstehen sollen, sondern wir halten es für die Auswirkung einer durch den Staat bewirkten Vereinheitlichung. Keine noch so vernünftig anmutende Argumentation könnte eine These untermauern, nach der man sich selbst immer mehr verleugnen muß, um weltweit mit Individuen und Gruppen kommunizieren zu können, die immer weiter von dem eigenen Sprachraum entfernt sind.

Muß nicht mit allen Konsequenzen akzeptiert werden, daß zwei Sprachkanäle bestehen und daß sich während der Begegnungen ohne jegliche Einschränkung Untergruppen bilden können, wenn sie arbeitsfähiger als andere Konstellationen sind? Warum sollten unter dem Vorwand, daß die Begegnung eine deutsch-französische sei und bleiben müsse, Franzosen und Deutsche sich während des gesamten Aufenthaltes keinen Augenblick aus den Augen verlieren?

In dem (häufig noch wahren) Ausspruch von Georges Pompidou, daß das „Fernsehen die Stimme Frankreichs ist“ (trotz aller „Befreiungen“, „Dezentralisierungen“ und „Privatisierungen“), wird deutlich, wie wichtig es ist, jeweils herauszufinden, wer spricht und an wen sich das Gesagte richtet. Hinzu kommt, daß in der Begegnung zwei nationale oder „staatliche“ Sprachen gesprochen werden. Hierbei darf nicht vergessen werden, daß es sich um Begegnungen handelt, die von zwei Staaten gewünscht und gefördert werden. Die Richtlinien des Jugendwerks unterstreichen die Bedeutung der Kenntnis

⁶ Eine Sprachgruppe besteht aus Personen, die mit der Festlegung einer Kommunikationsprache einverstanden sind: es gibt eine frankophone, eine germanophone Gruppe sowie eine Gruppe, in der jeder seine Sprache spricht. Jeder kann wählen, in welcher Gruppe er arbeiten will.

des jeweils anderen Landes. Der Gedanke, daß die Begegnung mit dem „Anderen“ dazu dienen kann, das eigene kulturelle Erbe in seiner jeweiligen Besonderheit besser kennenzulernen, scheint uns genauso wichtig. Statt dessen wird die Bedeutung der Vorurteile unterstrichen. Wir sind daher der Meinung, daß die Vorrangstellung, die den Vorurteilen eingeräumt wird, in erster Linie dazu dient, die Frage der nationalen Identität zu umgehen. Obwohl die einen und die anderen ihre Existenz verleugnen wollen, findet offensichtlich gegenwärtig eine neue nationale Identitätsfindung statt. Weil nationale Identität in der alten Bundesrepublik kaum bearbeitet worden ist, in der früheren DDR hervorgehoben wurde, wird sie jetzt auf deutscher Seite zumindest in internationalen Beziehungen mit weniger Komplexen zur Schau gestellt. Auf französischer Seite wird sie immer noch weitgehend überbewertet. Die im vorhergehenden Kapitel im Zusammenhang mit der Kommunikation nach dem Dual-Modell (lt. Buber) aufgeführten Schwächen – psychologischer und moralischer Art – finden sich mit Sicherheit auf Seiten der Teilnehmer aus der alten Bundesrepublik. Wir müssen daher annehmen, daß hier die entscheidende Gründe für die bei allen Begegnungen auftretenden Schwierigkeiten liegen.

Diese nationale/staatliche Komponente kann an den starken gegenseitigen Projektionen festgemacht werden, die während unserer Untersuchung immer wieder feststellbar waren. Sie schienen eine wesentliche (oft die einzige) Erklärung für die auftretenden Gegensätze und Probleme zu sein, die meistens zwischen Deutschen und Franzosen unausgesprochene Fragen gesteigert wirksam werden ließen und manchmal zu Blockierungen führten.

Neben „nationalen“ Erklärungsansätzen begegneten wir immer wieder psychologischen oder moralischen Begründungen. Sie bleiben aber tautologisch; sie „beißen sich selbst in den Schwanz“. Ein Phänomen kann nicht erfaßt werden, indem man seine Auswirkungen als Erklärungsmuster verwendet. Als Lösung bietet sich an, daß die interkulturelle Arbeit an der Aufarbeitung der eigenen Identität angesetzt werden sollte. Das würde wiederum bedeuten, daß viele Programme, die ausschließlich die Entdeckung des jeweils anderen Landes zum Ziel haben, verändert werden müßten!

Welchen Inhalt hatten die Projektionen, denen wir in den Programmen begegnet sind? Es hatte den Anschein, als übernahmen die Deutschen soziale Kontrollfunktionen, während die Franzosen die „Kraft des Wandels“ verkörperten. Die Deutschen erlebten sich selbst als kommunikationsbereit verbunden mit dem Wunsch, dadurch einen Konsens zu erreichen. Bis auf einige Ausnahmen, die aber von ihren Mitbürgern fast aus der „deutschen Bürgerschaft“ ausgeschlossen wurden, hielten die deutschen Teilnehmern einen Diskurs, der von den französischen Teilnehmern wegen der absoluten Zustimmung zu der Staatsform der Bundesrepublik, die darin, ohne diese zu hinterfragen, zum Ausdruck kam, als „hölzern und undurchdringlich“ bezeichnet wurde. Selbstverständlich handelt es sich nicht um generalisierbare Feststellungen über Deutsche und Franzosen, sondern um Beobachtungen, wie wir sie in den Gruppen, in denen wir gearbeitet haben, nur zu häufig gemacht haben.

Die Deutschen halten die Franzosen für unzuverlässig. Das liegt an der lockeren Diskussionsart, an den ständigen Ausschweifungen, an der besonderen Rhetorik, die darin besteht, sich möglichst in Redewendungen auszudrücken, die das „Positive“ in der Negationsform aussagen; in den auf das „Absurde“ ausgerichteten Gedankengängen, in denen der Ansatz eines Anderen aufgegriffen und bis zum äußersten weitergeführt wird, um damit die Sinnlosigkeit der Debatte unter Beweis zu stellen. In diesem Fall wurde am häufigsten vorwurfsvoll festgestellt, daß die Franzosen den Beitrag eines „Gegners“ aufgreifen – ohne daß dieser es weiß – anstatt sich einem offenen Wortgefecht, einem fairen Rededuell, zu stellen. All diese Züge werden unter dem Hauptvorwurf der „Unverbindlichkeit“ eingeordnet, was auch ein moralisches Urteil beinhaltet.

Die bekannteste Form der Ablehnung besteht darin, den Beitrag eines Anderen als theoretisch, als abstrakt zu bezeichnen. Damit wird zum Ausdruck gebracht, daß das Gesagte nicht angekommen ist, daß die Adressaten es sich nicht aneignen konnten, keinen Sinn darin finden konnten.

Wenn Franzosen „Träger des sozialen Wandels“ sind, dann sind sie es von ihrem Verhalten her, in ihren heteronomen (vermeintlich unabhängigen) Aussagen, in ihrer lockeren Art, in ihrem Individualismus und in ihrer geschichtlichen Tradition, die so verstanden sein will, daß sich Frankreich seit der Revolution von 1789 von einer „heilbringenden Mission der Befreiung“ erfüllt fühlt, selbst wenn diese „Botschaft“ von den napoleonischen Armeen (!) verbreitet wurde. Die Franzosen weisen tendenziell jeden Angriff auf den Mythos ihrer nationalen Einheit zurück, besonders dann, wenn Deutsche sie an die französischen Kollaborateure erinnern. Sie haben ein höchst eigenartiges Verhältnis zu ihrer nationalen Identität, die von ihnen einerseits überschätzt und gleichzeitig ständig belächelt wird.

Das Konzept des Nationalstaates, das in Frankreich entwickelt wurde, ist auch heute noch für viele Franzosen der Inbegriff all ihrer Hoffnungen. Die Identifikation damit ist so stark, daß sie es nicht einmal für nötig halten, sich gegenüber der Außenwelt zu öffnen. Ein nicht lange zurückliegendes Beispiel: die Wiederaufnahme der Nuklearversuche im Pazifik betrifft nur Frankreich. Ein gewisser Nationalismus, der manchmal von Abgestumpftheit bis zum Chauvinismus reichen kann, fordert die Deutschen heraus, die sich ihrerseits bewußt und langsam das Konzept der Nation aneignen und dabei gleichzeitig den Nationalismus verwerfen, sich auf der Suche eines für ihre Partner akzeptierbaren Konzeptes nationaler Einheit befinden.

In der Phase gesteigerter Projektionen und gegenseitiger Lähmung stehen sich, was das nationale Bewußtsein anbelangt, zwei der größten Gegensätze in Europa gegenüber: dasjenige, das sich am meisten selbst überschätzt, und dasjenige, das am meisten gestört ist. Ein psychologischer Nebelvorhang umgibt die Realität binationaler Kommunikation und trägt dazu bei, daß das

ationale Element abgeleugnet und verdrängt wird. Nur wenn es gelingt, diese zentrale Frage aufzugreifen und das Dual-Modell (lt. Buber) umzukehren, könnte eine wirkliche Begegnungsarbeit möglich sein.

Wir wären dann weit entfernt von den ideologischen und moralisierenden Diskursen über Vorurteile – dem „Lieblingskind“ in den Begegnungen –; wir würden uns in einer Situation befinden, in der wir uns der Identitätsfrage stellen müßten und uns bewußt und kritisch unser jeweiliges Erbe aneignen könnten. Hierin liegt für uns der einzige Weg, der es uns erlauben würde, unsere gemeinsame Geschichte und Zukunft aufzubauen. Diese Auseinandersetzung ist der Preis, den wir zahlen müssen, um die gegenseitige Lähmung aufzuheben. Nur damit könnte eine genauere Differenzierung der individuellen, sozialen und ideologischen Komponenten unseres Lebens vorgenommen und Einsicht in eine Vielfalt engagierter Aussagen vermittelt werden. Insbesondere könnte Politisches und Poetisches⁷⁾ – was bisher in den Begegnungen kaum vorkommt – aufgegriffen werden.

Die Arbeit an den Vorurteilen besteht darin, die hinlänglich bekannten, überkommenen Vorstellungen, die jeder von uns über den anderen und über sich selbst in sich trägt, ans Licht zu bringen, diese durch eine Erfahrung auf die Probe zu stellen mit dem Ziel, sie schließlich auf diese Weise verschwinden zu lassen. Oder ggf. die nicht subjektiven Anteile der Realität oder Unwirklichkeit zu verdeutlichen, die sie enthalten können.

„Nein, nicht alle Franzosen sind so schmutzig, wie behauptet wird, denn ich habe auch solche kennengelernt, die sich jeden Tag waschen.“ Diese Feststellung kann ebenso gut so lauten: „Die Franzosen sind schmutzig, denn mein Zimmernachbar hat sich seit seiner Ankunft noch kein einziges Mal geduscht.“ Auf diese Weise läuft der sogenannte „Abbau von Vorurteilen“ ziemlich willkürlich ab, denn sie verschwinden nicht von ganz allein dadurch, daß Deutsche und Franzosen in einer Gruppe zusammenkommen. In der Regel wird ein Vorurteil schnell durch ein neues ersetzt, d. h. durch Hörensagen tritt eine Generalisierung ein, die mit der eigenen Erfahrung einhergeht. Da dieses neue Vorurteil von dem ausgeht, was man tut, von gelebter „Realität“, kann dieses nur durch ein neues, stärkeres Erlebnis, das ein vorheriges überlagert, wieder ausgeräumt werden.

Der Schwachpunkt bei der Aufarbeitung von Vorurteilen besteht vor allem darin, daß das jeweilige darin einbezogene Individuum nur zu oft nicht in den Prozeß eingebunden und in keiner Weise zu seiner eigenen Lebensgewohnheit befragt wird – in unserem Fall: zu seiner eigenen Beziehung zur Sauberkeit. Wenn es gelänge, die beiden Zimmerbewohner dazu zu bringen, sich über ihren eigenen Bezug zur Sauberkeit – wie zu zahlreichen anderen Fragen des Alltags – klarer zu werden, dann hätten beide Gelegenheit, sich selbst besser kennenzulernen, und es würde ihnen bewußt, nach welchen Kriterien sie unbewußt andere Menschen einschätzen und Urteile über sie fällen; die eigenen

⁷⁾ = konstruktive und prophetische Ausdrucksweise, die eine neue Welt vorhersagt, eine Antizipation darstellt.

Wertvorstellungen würden relativiert.

Wenn Sauberkeit beispielsweise mit der Frage der Pünktlichkeit, den Koch- und Essgewohnheiten, der Entscheidungsfindung und mit anderen sozialen Beziehungen, z. B. zu Erwachsenen, zum anderen Geschlecht, zum sogenannten privaten und öffentlichen Lebensbereich etc. in Verbindung gebracht werden könnte, dann wäre es nicht mehr möglich, beide Kulturen in Begriffen von „mehr“ und „weniger“ zu erfassen, sondern sie würden als zwei verschiedene Gesamtheiten gesehen, von denen dann man nicht mehr sagen kann: „Ich liebe die französische Küche, aber lehne den einen oder anderen Aspekt ab“, ohne sich klar darüber zu sein, daß man damit mehr über sich selbst aussagt als über Frankreich.

Sollten Reisen und Kontakte zu anderen Kulturen nicht in erster Linie dazu führen, daß jeder besser versteht, welche potentiellen Möglichkeiten in ihm selbst stecken, die er in seinem täglichen Leben bisher nicht erfahren konnte, die aber seiner Gefühlswelt, seiner tieferen Persönlichkeit durchaus entsprechen und über das hinausgehen, was er in seiner Sozialisation bisher erfahren hat? Indem wir die tieferen „Anknüpfungspunkte“ und unbewußten Abneigungen aufzudecken versuchen, glauben wir, eine größere Öffnung für die internationale Arbeit erreichen zu können.

In diesem Sinne meinen wir, daß die Bearbeitung der Vorurteile, wie sie sonst üblich ist, die Identitätsfindung verstellt.

Wenn wir versuchen, für die starken Projektionen (z. B. sozialer Wandel vs. Kontrollfunktion) historische Erklärungen zu finden, so scheint es uns, als stammten sie aus den deutsch-französischen Beziehungen des 19. Jahrhunderts, aus der Ära der Nationalstaaten: auf der einen Seite gab es den preußischen Staat, auf der anderen Seite das revolutionäre Frankreich (1791); auf der einen Seite den ordentlichen disziplinierten und starken Deutschen, auf der anderen Seite den rebellischen, undisziplinierten, gutgläubigen Franzosen.

Die Wahrnehmung der eigenen nationalen Geschichte und die der anderen Länder scheint äußerst selektiv vorgenommen zu werden (im Sinne von selektivem Gedächtnis). Für Franzosen sind die Phasen, in denen es in ihrer Geschichte zu starker Herrschafts- und Machtkonzentration kam (Napoléon I, Napoléon III) nahezu vergessen, wie es für die Deutschen Perioden sozialer Umwälzungen sind (1848, 1918, Widerstand gegen den Nationalsozialismus).

Zur gleichen Zeit, wo in Deutschland die Konstituierung des Nationalstaats als Fortschritt bürgerlicher Freiheit aufgefaßt wird, finden in Frankreich sozialistische Revolutionen statt (1848 und vor allem 1871 die Pariser Kommune). Der französische Staat wird durch diesen internen Konflikt vorübergehend geschwächt und verliert Elsaß-Lothringen. Dieser Krieg begünstigt die Bildung des deutschen Staates. Der französische Staat regelte die Probleme mit den Kommunarden und versuchte, die verlorenen Territorien zurückzugewinnen, indem er den republikanischen Mythos, die Traditionen aus der französischen Revolution – aus der Sicht eines Thiers und Jules Ferry – in seinem

Sinne nutzt. Der gleiche republikanische Mythos hat es 1940 erlaubt, einen Teil der Franzosen während der Besatzungszeit im Widerstand zu mobilisieren.

Wenn das vereinigte Deutschland mit der getrennten Entwicklung in zwei unterschiedlichen Staaten heute so ist, wie es geworden ist, dann ist dies auf seine Nazi-Vergangenheit zurückzuführen, die von beiden der zwei Staaten gegensätzlich interpretiert wurde.

Alle europäischen Nationen befanden sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts im Widerspruch zwischen Sozialismus und Kapitalismus.

Wenn der National-Sozialismus eine „Regression“⁸) im Rahmen dieses Widerspruchs darstellt, kann man dann nicht auch im Boulangismus oder in der Dreyfus-Affaire vergleichbare Ansätze sehen, die aber wegen des Aufbaus der französischen Kolonien Frankreich nicht zum Verhängnis wurden?

Der „Regression“ in den National-Sozialismus entspricht im Sozialismus der Stalinismus. Diese doppelte „Regression“ führte zur Teilung Deutschlands. Seit 1989 gibt es in Deutschland eine doppelte Spaltung: eine räumliche (DDR-BRD) und eine zeitliche (Verweigerung einer gemeinsamen Aneignung der Vergangenheit). Wenn der Eindruck entstehen konnte, der Widerspruch zwischen Kapitalismus und Sozialismus sei zunächst durch die Teilung Deutschlands gelöst, so mußte er in Frankreich im Rahmen der nationalen Einheit ausgetragen werden.

Der „Sieg des Kapitalismus“ bringt heute überall gestörte Vorstellungswelten und eine Umwälzung der Referenzbezüge hervor.

Der Rückgriff auf ein kollektives Politikverständnis, das im Unbewußten immer noch von der Idee des Nationalstaates des 19. Jahrhunderts ausgeht, ignoriert die historischen Entwicklungen nach dem ersten Weltkrieg und läßt die jüngsten internationalen Ereignisse (Ost-West / Nord-Süd) völlig unberücksichtigt.

Ein breit getragener europäischer Wille kann erst dann entstehen, wenn es gelingt, die Stellung Europas wirklich in einen globalen Kontext zu stellen, und wenn man bereit ist, die besonderen Widersprüche des ausgehenden 20. Jahrhunderts anzugehen. Der Zerfall des Kommunismus verstärkt Gedächtnisverlust und Geschichtslosigkeit.

Außerdem ist es interessant zu beobachten, durch welche Mechanismen die Frage nach der nationalen Identität in diesen Gruppen – wie im übrigen in allen deutsch-französischen Begegnungen – thematisiert wird.: durch Selbstbehauptung oder Negierung.

⁸ Lösung eines Widerspruchs durch Rückentwicklung in einen vorherigen Zustand sowohl in politischer als auch in psychologischer Hinsicht (Barbarei). Diese Feststellung geht davon aus, daß die Entwicklung der Menschheit durch Fortschritt/Rückschritt gekennzeichnet ist.

Am Anfang eines Projektes oder der Begegnungen wird die nationale Dimension in der Regel völlig negiert. Dann taucht sie im Sinne der Nationalitäten des 19. Jahrhunderts auf. Sie wird in den Mittelpunkt der Diskussion gestellt, um gleich darauf als abgeschlossen zu gelten. Anstatt Auftakt zu einer grundlegenden Identitätsarbeit zu sein, wird diese Diskussion vielmehr als eine Rechtfertigung benutzt. Die Frage nach der nationalen Identität wird auf zweierlei Weise angeschnitten: in Frankreich häufig noch offen und ohne Umschweife, direkt und ohne Minderwertigkeitskomplexe; in der früheren Bundesrepublik durch indirekte Andeutungen, indem etwa das Vertrauen in den Rechtsstaat geäußert und vom Export des deutschen Modells und seiner Effizienz gesprochen wird.

Diese gegenseitigen Rechtfertigungen behindern und lähmen sich. Zahlreiche politische Verhaltensweisen in der Bundesrepublik in Bezug auf den Staat, auf die nationale Souveränität, in Bezug zum Kommunismus sind Folgen des zweiten Weltkrieges und letztlich auf die doppelte deutsche Teilung zurückzuführen. Diese lastet schwer auf den deutsch-französischen Beziehungen, denn sie gibt ein ahistorisches Modell vor, das zum Identitätsverlust führt.

Wir haben in erster Linie politische Auffassungen der Bundesrepublik aus der „Adenauer-Ära“ angetroffen, doch keine seiner Nachfolger. Alles erweckt den Eindruck, als ob die Ostpolitik, die aus den 70er-Jahren stammt, überhaupt nicht in das kollektive Bewußtsein der Gruppen eingedrungen sei, mit denen wir es zu tun hatten.

Seit der Wiedervereinigung haben wir mit Gruppen aus den neuen Ländern gearbeitet. Diese entwickeln neue je nach den Personen unterschiedliche ideologische Haltungen – von der Nostalgie hin bis zu den opportunistischsten Einstellungen – und damit auch ein sehr widersprüchliches und gebrochenes Verhältnis zur deutschen Geschichte und zur Aktualität. In Deutschland wurde der Fall der Mauer als das wirkliche Ende des zweiten Weltkrieges erlebt, als Absolution: die Teilung war der für die in der Nazi-Zeit begangenen Verbrechen oder ganz einfach für den verlorenen Krieg zu zahlende Preis. Auf einer zweiten Ebene wurde das Ende der Teilung von einigen als Befreiung erlebt, für andere war es immer stärker werdende Desillusionierung. Es handelt sich zweifellos für das vereinte Deutschland um eine neue Gegebenheit („neue Wende“ Orig. im Französischen). Sie wird eine neue Version einer weniger mit Komplexen beladenen aber höchst komplexen deutschen Identität hervorbringen. In den Begegnungen scheint sich bei den Jugendlichen ein neuer Konsens herzustellen: nur das zu berücksichtigen, was sie selbst erlebt haben ohne Bezug auf Interpretationen der Vergangenheit. Also ein neues Jahr „Null“, dessen stärkstes Symbol die Republik von Berlin sein könnte mit der wiedergefundenen Hauptstadt. Ein neuer Nationalismus versucht, die Seiten umzublättern und sich öffentlich zu äußern. Mit den Jugendlichen der neuen Länder sind die frühere Bundesrepublik sowie die alte DDR ständig in einer Art „Blindekuh-Spiel“ präsent. Reaktionen haben oft zwei Ursachenketten: was man denken und tun soll, was man sagen und was man nicht sagen kann.

Ist dieser eigenartige und allgemein geteilte Gedächtnisverlust die Ursache für den Mangel an Interesse und natürlicher Neugier, den wir während der gesamten Untersuchung beobachten konnten?

In der Perspektive der pädagogischen Zielsetzungen des DFJW wird vorausgesetzt, daß gegenseitige Neugier zur Dynamik der Begegnungen beiträgt.

Auf dieser Grundannahme wählen Leitungsteams ihre Programme aus und strukturieren sie: Entdeckung des anderen Landes mit seinen unterschiedlichen Aspekten, Teilnahme am örtlichen Leben, gemeinsame Aktivitäten und Momente des Austauschs mit seinen unterschiedlichsten Formen.

In einem Aktionsforschungsprogramm erlauben es die Rahmenbedingungen den Teilnehmern, selbst ihre Interessen zu äußern und diese in der Gruppe auszuhandeln. In solch einem Rahmen ist es selten, daß gegenüber den Mitgliedern der Partnergruppe der Wunsch nach Erklärungen eines aktuellen Ereignisses, eines von dem anderen Land nicht verstandenen kulturellen Merkmals geäußert wird. Es ist umgekehrt auch nicht selten, sich über sein eigenes Land Fragen zu stellen und über interne Probleme zu diskutieren. Auch wenn dies mit Partnern geschieht, ändert dies noch nichts daran, daß man auf sich selbst zentriert ist. Anders gesagt, wenn man sich für deutsche oder französische Realitäten interessiert, geschieht dies nicht aus der Neugier für den anderen heraus sondern aus der Neugier für sich selbst.

Die größte Entdeckung ist nicht die Entdeckung des anderen, sondern das, was die Begegnung im Angesicht des Anderen von sich selbst entdecken läßt.

2. Die nationale Identität

Will man von den Unterschieden zwischen Deutschen und Franzosen sprechen, muß vom Begriff der nationalen Identität ausgegangen werden.

Jean René Ladamir unterstreicht in seinen Publikationen seit langem, daß eine „Psychoanalyse des nationalen Bewußtseins notwendig sei“. Wenn man in diesem Zusammenhang von Psychoanalyse spricht, stellt man dann nicht implizit die Frage nach dem politisch-nationalen Unbewußten, als gerade der Grundlage, der Wurzel jeder nationalen Identität?

Das politische Unbewußte könnte dann als national-spezifisch definiert werden. Obwohl uns dieser Gedanke allgemein gesehen richtig erscheint, muß hier weiter differenziert werden.

Wie würde sich das politische Unbewußte strukturieren?

Ein wesentlicher Bedingungsfaktor des politischen Unbewußten ist die

Geschichte der nationalen Konflikte, der internen und externen Spannungen, die mehr oder weniger gelöst bzw. ungelöst blieben. Man kann von nationalen Konflikten sprechen, weil der Staat sich in jeder Nation als ein wesentlicher Bezugspunkt gestaltet. Hierin liegt der Unterschied z. B. zwischen einem Franzosen und einem Italiener, die beide am Mittelmeer leben.

Der Staat gestaltet das Zentrum, in das sich jeder von uns einordnet: als Individuum und als Mitglied bestimmter Gruppen, Organisationen und Institutionen.

So wie sich das individuelle Unbewußte um die Mutter- bzw. Vaterbeziehung strukturiert, bildet sich das Unbewußte des Staatsbürgers in Bezug zum Staat heraus. Egal, an welcher Stelle sich das jeweilige Individuum einordnet, auch wenn es sich selbst an der Peripherie situiert, wirkt seine Beziehung zum Staat – und im umfassenderen Sinn seine Beziehung zu den Institutionen, die diesen Staat konstituieren und miteinander verflochten sind (Währung, Polizei, Gesetze...) – als Grundstruktur des institutionellen ICHs. Dabei kann vorab festgestellt werden, daß das politische Unbewußte nicht nur die Persönlichkeitsstruktur von Einzelpersonen (Individuen, Staatsbürger...), sondern auch Institutionen konstituiert.

Mit diesen einführenden Bemerkungen sind nicht immer alle einverstanden.

Nach unserer Hypothese wäre das politische Unbewußte zu einem bestimmten Zeitpunkt in der Geschichte ein Motor für das Phänomen, das zur Entstehung des Staates in seiner heutigen Form geführt hat.

Der Staat bildet sich, wenn das „Zentrum“, das Bestandteile des politischen Unbewußten aufweist, eine immer stärkere Autonomie gewinnt und sich von seiner Peripherie löst, die den Gegenpol in dieser dialektischen Beziehung darstellt.

Eine weitere häufige kritische Stellungnahme kann wie folgt formuliert werden:

- der Nationalstaat... wie erklärt sich dann aber Europa mit seinen Vereinigungsprozessen und die Existenz multinationaler Konzerne, die die Vormachtstellung des Staates in Frage stellen, indem sie die nationalen Gesetzgebungen gegeneinander ausspielen und deren Souveränität verwenden oder unterlaufen?

Diese Frage der multinationalen Konzerne ist in der Tat ein Grundproblem, das im Mittelpunkt der internationalen Politik und der aktuellen Wirtschaftsprobleme steht. Dennoch glauben wir, daß der Nationalstaat gegenwärtig weiterhin seine Rolle als grundlegender Bezugspunkt spielt. Der Staat bildet das eigentliche Zentrum.

Selbst wenn es für unsere Darstellungen notwendig ist, später auf die Frage zu Europa und zu den multinationalen Konzernen zurückzukommen und das

Zusammenspiel der wirtschaftlichen und politischen Interessen dieser Unternehmen im Verhältnis zum Staat zu beleuchten, so halten wir vorläufig die Aussage für richtig, daß sich Institutionen und Individuen immer in Bezug auf eine unbewußte Logik strukturieren bzw. restrukturieren. Diese ist (noch?) überwiegend national.

Nehmen wir auch heute noch als Beispiel den französischen Norden, nahe der Grenze: Bei Grenzüberschreitung (in den Ardennen besteht kein Sprachproblem) verändert sich grundlegend das gesellschaftliche Bezugsfeld. Ein Franzose aus den Ardennen unterscheidet sich in vielen Punkten hundert mal mehr von einem Belgier aus den Ardennen als von einem Franzosen in Marseille und sei es nur durch die Währung (so lange sich der Euro noch nicht in allen Geldbeuteln und in allen Köpfen durchgesetzt hat) oder die Zeitungen, die man kaufen kann, und die Briefmarken, die jenseits der Grenze keine Gültigkeit mehr haben.

Der zentrale Bezugspunkt eines Bewohners der Ardennen in Charleville an der „Peripherie“ Frankreichs ist weiterhin ein anderer als der des Bewohners der Ardennen in Sugny oder Bouillon an der „Peripherie“ Belgiens.

Andere Autoren ziehen es vor, vom kollektiven Subjekt und vom historisch-sozialen Bewußtsein statt vom politischen Unbewußten zu sprechen.

Sie gehen davon aus, daß individuelle Lernmechanismen und soziale Praktiken in einem bestimmten sozialen Bezugsfeld erworben werden: Sie gehen von einer permanenten Interaktion zwischen individuellem und kollektivem Subjekt auf einem komplexen nationalen Hintergrund aus. Ideologien, Werte und Verhaltensweisen einer bestimmten Gesellschaft, die weitgehend durch den Staat determiniert sind, werden unbewußt verinnerlicht. Erst durch den Kontakt mit anderen Gesellschaften werden sie bewußt.

Diese Autoren ziehen es vor, vom Nicht-Bewußtsein zu sprechen und vermeiden so den direkten Bezug zur Psychoanalyse. Demnach wäre beispielsweise die Art und Weise, in der Historiker eines bestimmten Landes die jeweilige Geschichte schreiben, in der sich die Bürger dieses Landes „zu Hause fühlen“ können, ein nicht bewußter Prozeß, der seinen Ausgangspunkt hat in den Zielen, die dem Individuum durch den Staat gesetzt werden, in den Interessen, die durch den Staat hervorgerufen werden, und in den Bedürfnissen, die der Staat geschaffen hat. Damit ist äußerstenfalls die Forderung nach einer neuen Geschichtsschreibung verbunden, in der nicht mehr – je nach politischer Weltanschauung der regierenden Staatsmänner – ein Aspekt besonders betont und ein anderer ganz einfach weggelassen wird.

Neben der vertikalen darf die Existenz einer horizontalen Strukturierung auf der Ebene der Unterschiede zwischen den sozialen Klassen nicht übersehen werden. Marxisten sehen größere Übereinstimmungen innerhalb der sozialen Klassen als innerhalb nationaler Zugehörigkeiten, woraus eine gewisse Form des „Internationalismus“ entstand.

In diesem Sinne bestehen zwischen dem Arbeiter in Charleville und seinem Kollegen in Sugny durchaus Gemeinsamkeiten.

Schließlich müssen die kulturellen Gegebenheiten genannt werden, die uns vielleicht in – heute mehr oder weniger durch die staatliche und industrielle Zivilisation verdeckte – noch tiefer liegende Schichten der menschlichen Psyche führen können. Angehörige verschiedener Länder können Verhaltensweisen und Wertvorstellungen entwickeln, die einem ganz bestimmten Kulturbereich wie der des Mittelmeers oder Nordeuropas zuzuschreiben sind. Dabei bleibt jede Grenzziehung ungenau und vorläufig, und es sind damit noch nicht die Besonderheiten (z. B. „regionalistischer“) noch kleinerer menschlicher Gruppierungen angesprochen. Was die neuen Länder angeht, können wir einen interessanten und seltenen Fall beobachten. Die Jugendlichen haben noch eine Sozialisation in der DDR erfahren. Alle ideologischen, politischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Werte haben sich verändert. Sie könnten ausdrücken, was sich mit dieser Umwälzung in ihnen und mit ihnen vollzieht. Gegenwärtig zieht es die große Mehrheit vor, darüber unter sich zu reden.

Generell kann festgehalten werden, was diese Unterscheidungen verdeutlichen: Wenn einzig und allein die nationale Dimension als ausschlaggebend berücksichtigt wird, dann bedeutet dies, Personen und Gruppen zu versachlichen, denn jedes Individuum sollte sich seiner Zugehörigkeiten auf diesen verschiedenen Ebenen bewußt werden und deren Merkmale und Orientierungen verändern können.

Es wird deutlich, daß diese Problematik von erheblicher Bedeutung ist; sie steht im Mittelpunkt des gesamten gesellschaftlichen Lebens. Insbesondere in der internationalen, interkulturellen Begegnungsarbeit dürfen all diese Dimensionen nicht übergangen werden.

Angesichts der Europäisierung und der Globalisierung der Interdependenzen, angesichts der zeitgleichen Kommunikation durch die Informationsmedien denken wir, daß schnelle Entwicklungen und langwierige Prozesse nicht miteinander verwechselt werden dürfen.

Schnelle Entwicklungen geben den Anschein, als würde die gesamte Erde uniformisierte Verhaltensweisen annehmen mit aufeinanderfolgenden Blitzinformationen ohne Bezug auf Kausalitäten, mit einer Auflösung gesellschaftlicher Bindungen, mit Identitätsverlust und mit Reaktionen aller Art auf diesen Prozeß.

Die Entwicklung deutsch-französischer Gruppen über mehrere Jahre hinweg zu beobachten und mitzuverfolgen, widerlegt diese zerstörerische Sichtweise. Sie erlaubt es uns, den langwierigen Entwicklungen nachzugehen.

Die nationale Frage bleibt weiterhin ein starkes strukturierendes Element. Man könnte sagen, daß die Auswirkungen der schnellen Entwicklungen auf vielfältige Weise gefiltert und interpretiert werden: durch die Kulturen.

Literatur

- M. Authier et R. Hess, *L'analyse institutionnelle*, Paris, PUF, "L'éducateur", 1994.
- M. Buber, *La vie en dialogue (Das Dialogische Prinzip)*, Aubier, Paris, 1938.
- L. Colin, R. Hess et G. Weigand, *Die pädagogische Beziehung in interkulturellen Begegnungen*, Arbeitstext Nr 11, OFAJ, 1994.
- J. Demorgon, *Interkulturelle Erkundung*, Campus, Frankfurt/Main, 1999.
- J. Demorgon, *Complexité des cultures et de l'interculturel*, Anthropos, Paris, 1996.
- P. Freire, *Pédagogie des opprimés (Pädagogik der Unterdrückten)*, Maspéro, Paris, 1980.
- R. Hess et A. Savoye, *L'analyse institutionnelle*, Paris, PUF, "Que sais-je ?", 1993.
- R. Hess et G. Weigand, *La relation pédagogique*, Armand Colin, "Bibliothèque européenne de sciences de l'éducation", 1994.
- J.-R. Ladmiral, *Pour une dynamique des groupes bilingues* in *Langage et Société* n°3, Février 1978, pp. 3-47.
- J.-R. Ladmiral et E.M. Lipianski, *La communication interculturelle*, Armand Colin, Paris, 1989.
- G. Lapassade, *L'ethnosociologie*, Paris, Méridiens Klincksieck, 1991.
- R. Lourau, *L'analyse institutionnelle*, Paris, Minuit, 1971.